Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang X.

1896. 1896.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

19. Band, 4. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Inhalt.

Ew. pp.!

Infolge unterschiedlicher, außerhalb der Willenssphäre des hochachtungsvollst Gefertigten gelegener Ereignisse, so infolge des verspäteten Eintreffens aufgetragener Artikel, ihrer Fortsetzungen oder ihrer Correcturen — was im Hinblick auf die verantwortliche Lebensstellung, worin sich die meisten unter den Herren Mitarbeitern befinden, leicht erklärlich ist — desgleichen infolge der mehrmaligen Erkrankung des Herausgebers etc. ward während der letztverflossenen zwei Jahre wiederholt die rechtzeitige Veröffentlichung einzelner Nummern der „Österr.-Ungar. Revue“ hintangehalten. Hierdurch wurde naturgemäß der Anfangs- und Endtermin ihres Erscheinungsjahres auf höchst unliebsame Weise verschoben, was für die p. t. Abonnenten mancherlei Inconvenienzen mit sich brachte. Der hochachtungsvollst Gefertigte sieht sich daher veranlasst, **sämmtliche verehrte Gönner und Freunde des Unternehmens rücksichtlich dieser ihm überaus peinlichen Thatsache höflichst um Entschuldigung zu bitten und, vielfachen diesbezüglich verlautbarten Wünschen entsprechend, die beiden Schlusshefte des laufenden 10. Jahrganges ganz ausnahmsweise in eine ungewöhnlich starke Doppelnummer zusammenzuziehen,** welche bereits mit Ende März zur Versendung gelangen wird. Auch sind geeignete Vorkehrungen getroffen, um künftighin ähnliche Unregelmäßigkeiten auszuschließen.

Wien, am 29. Februar 1896.

Hochachtungsvollst ergeben

A. Mayer-Wyde.

Eine Studienreise nach Italien und Griechenland.

Mit einer Illustration.

Vom k. k. Gymnasialprofessor **Dr. Anton Frank**.

Reichenberg.

„Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.“

Der Prachtbau des kunsthistorischen Hofmuseums in Wien trägt unter seinem reichen plastischen Schmucke an hervorragender Stelle auch eine Gruppe von Ed. Helmer. Sie zu schaffen, haben sich Poesie und Plastik schwesterlich die Hände gereicht: Faust hat Helena von den Urmüttern ans Lebenslicht heraufgeführt, der deutsche Romantismus begeht seine Vermählung mit der griechischen Formenschönheit. Wenn es kein Geringerer ist als Goethe, der diesem Gedanken die dichterische Gestalt gab, so mögen wir auch nicht vergessen, dass der Dichter die läuternde Kraft der Antike an sich selbst erfahren hat. Die frischen, großen und seltsamen Bilder, die sich seinem Blicke auf dem Boden Italiens offenbarten, haben seinem Geiste, wie er es selbst bekennt, eine Klarheit und Ruhe gegeben, von der er lange kein Gefühl hatte; hier war der Dichter zu jenem Ernst ohne Trockenheit, zu jenem gesetzten Wesen mit Freude gelangt, deren gesegnete Folgen sein weiteres Schaffen so deutlich bezeugt. Was uns Goethe hinterlassen hat, ist zum Bildungsgut der europäischen Völker geworden. Und die Geschichte derselben zeigt im größeren Rahmen die ähnliche Erscheinung. In allen Richtungen, welche sich über die Nothdurft des Lebens erheben und

den Geist eines Volkes gleichsam adeln, hat die abendländische Cultur immer da den Gipfel erreicht, wo sich die Selbständigkeit und Fülle eines nationalen Inhaltes mit der Zucht und Einfachheit der altclassischen Formen verschmolzen hatte. Wenn nun eine der hauptsächlichsten Forderungen unserer Zeit darin besteht, dem gelehrten Unterrichte eine strengere Richtung auf die eigene Gegenwart zu geben, und wenn sie hierbei mit vollem Rechte Goethe in den Vordergrund rückt, so möge sie sich ferner vor Augen halten, was dazu beigetragen hat, uns auf diese Höhe zu heben. Aber bei allem Reichthum, dessen sich die Neueren gegenüber den Alten zu rühmen haben, kann einem tieferen Blicke die Gefahr nicht verhüllt bleiben, vor welcher zuletzt das innerste Geistesleben der Völker steht. Die alten Völker des Orients haben das Beste ihrer Bildung den griechischen Stämmen überantwortet, sie selbst fielen der geistigen Erstarrung anheim. Auch bei den Griechen mochte es um das sechste vorchristliche Jahrhundert scheinen, als würde ihre Cultur durch die orphische Theologie in die Bahnen des Orients einlenken. Ihr kindlich offener, lebensheiterer Sinn, verbunden mit einer regsamen Phantasie und einem klaren Verstande, hat sie davor bewahrt und den kommenden Geschlechtern das letzte und höchste Geschenk, die Wissenschaft vom Geiste oder die Philosophie gebracht. Hierauf beruht die Einzigartigkeit der griechischen Cultur und in ihr die befreiende Kraft der Antike. Fließt uns nun bei den Alten wirklich noch die wertvolle Bildungsquelle, so wird sie diese nur sein, wenn wir aus ihr selbst schöpfen. Der Geist bewährt seine Weihe nur dann, wenn er in seinem ursprünglichen Walten und Wehen erfasst wird. Nichts kann in diesen Dingen zu größerem Unsegen werden als eine Halbheit. Wir stehen ja auch nicht mehr unter dem Banne, welcher im überschwenglichen Naturgenuss die Sehnsucht zu den tyrrhenischen Gestaden lenkte und für das Glück des arkadischen Hirtenlebens schwärmte oder selbst den altclassischen Humanismus zum neuen Cultus erhob und die Philologen zu seinen Priestern erklärte: die Forschung des Jahrhunderts hat die Spuren des geschichtlichen Werdens bloßgelegt, und eine gerechte Würdigung ist an die Stelle der Schwärmerei getreten. Jetzt führen die Wege über das an Kunstschätzen reiche Italien in das Land der Hellenen. Und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so vollführt sich in unserem öffentlichen Leben eine Wandlung, welche den classischen Studien nicht Ungünstiges verheißt. Die „Periegesis" des Pausanias aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus ist für die Alterthumskunde eine der wichtigsten Quellen. In diesem Jahre erschien im Buchhandel

eine deutsche Übersetzung des ersten Buches seines Werkes, die Beschreibung von Attika. Diese Übersetzung will auch ein Reisebuch sein für die der Schule ferner Stehenden, welche ihre Schritte nach dem heutigen Griechenland lenken, und die Zahl derselben steigt von Jahr zu Jahr. Der Grieche Averoff trägt sich, wie in den Tagesblättern öfter zu lesen war, mit der Absicht, das alte Stadium in Athen für die Wettspiele wieder herrichten zu lassen; man rechnet ob der neu erwachten Pflege der körperlichen Übungen auf den Zuspruch aus der heutigen gebildeten Welt. Es soll ferner, wie Architekt Professor W. Dörpfeld bei der Studienreise durch den Peloponnes an Ort und Stelle bemerkte, das Theater von Epidauros zum Zwecke der Aufführung altgriechischer Dramen wieder hergestellt werden; der Gedanke, es werden sich in das stille Thal an dem Südfuße des Arachnaion auch die Zuhörer einfinden, ist bei den leichteren Verkehrsmitteln nicht so absonderlich mehr. Senden doch seit Jahren die Staaten und Völker unseres Continentes, ja selbst Amerikas die Theilnehmer zu den gemeinsamen Reisen, welche den Culturstätten der alten Griechen und Römer nachgehen. Und im Wetteifer der Völker arbeitet der Spaten der Archäologen, den Boden zu öffnen; er hat getreuer als der Mensch die Überreste der antiken Cultur bewahrt. So ist auch das Bild, welches uns nun die Wissenschaft von den classischen Völkern entwirft, wesentlich anders, als es noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts sein konnte. Der Sprachkunde ist die Sachkunde an die Seite getreten, die Philologie kann nimmer der Archäologie entrathen. Was die Wissenschaft geleistet hat, soll auch dem Jugendunterrichte zugute kommen. Vielerlei Dinge waren den Alten selbst gegenwärtig, vielerlei Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens lagen ihnen nahe; uns, die wir ihre Schriftwerke lesen, hat die Sachbetrachtung jenen realen Lebensboden erst zu schaffen, soll ihre Cultur in vollerer Erscheinung dargeboten werden. Indem ferner die Anschauung das flüssige Wort zu größerer Klarheit und schärferer Bestimmtheit im Bewusstsein hält, wird auch das Empfindungsleben mit ins Spiel gezogen. Hierbei ist es nicht hoch genug anzuschlagen, dass gerade die Antike in ihren Formen das Streben nach dem ästhetisch Schönen beseelt, der Geist wird schon durch das Auge zu einer reineren, höheren Thätigkeit geweckt. Der gelehrte Unterricht hat auch bereits begonnen, diesen Forderungen gerecht zu werden. Es geben nicht nur die Lehrstätten der Archäologie an unseren Universitäten den betheiligten Lehrern der Mittelschule Gelegenheit, durch geeignete Curse sich mit den Ergebnissen der Forschung

vertraut zu machen, auch die oberste Unterrichtsstelle hat durch die Schaffung von Reisestipendien es seit drei Jahren ermöglicht, dass je zehn Lehrer der Mittelschule während des Sommersemesters zu ihrer Ausbildung im Süden weilen. Und solange warme Freunde und begeisterte Anwälte der classischen Studien bei der Unterrichtsverwaltung mitrathen, steht auch dieses Anliegen der Jugenderziehung in den besten Händen. Die ideale Beschäftigung mit den geistigen Gütern thut unserer Zeit nicht minder noth als die Sorge um das wirtschaftliche Leben. Gerade der Mittelschule, welcher die Jugend in dem bildungsfähigsten Alter anvertraut ist, erwächst die Pflicht, in ihr einen lebensfrischen, abgeklärten Sinn wach zu rufen und zu nähren. Nicht rückwärts soll das Antlitz der Jugend gewandt werden, auf dass sie blind werde für die Forderungen der Zeit, sondern sehend in höherer Bedeutung des Wortes. Läuterung des Geschmackes und Befreiung des Urtheiles mögen auch fernerhin die in unseren Tagen so oft geschmähten altclassischen Sprachen die heranreifende Jugend lehren. Die Alten sind für uns nicht todt; der Edelgehalt der Antike ist zu einem geschichtlichen Lehrgut der Völker geworden, und der Ernst, unter welchem die Bildungsarbeit steht, kann mit der eigenen Vergangenheit nicht brechen.

Die vorangeschickten Bemerkungen wollen die Bedeutung der Studienreisen für den Unterricht an der Mittelschule im allgemeinen kennzeichnen. Um ihren Zweck in den einzelnen Theilen mit umso sicherer Gewähr zu erreichen, geben die „Instructionen für die Studienreisen von Lehrpersonen an Mittelschulen nach Italien und Griechenland“ die praktischen Winke. Auch gestattete die geraume Zeit von sieben Monaten, welche zwischen der herabgelangten Verleihung des Stipendiums an den Verfasser vorliegender Skizze und dem Antritte der Reise lag, die näheren vorbereitenden Arbeiten. Um die als nothwendig erachtete Vertrautheit mit der italienischen und neugriechischen Sprache zu erwerben, wurden Goldschmidts praktischer Sprachführer mit Zuhilfenahme der italienischen Sprachlehre von Ad. Mussafia durchgearbeitet, ferner Dan. Sanders neugriechische Grammatik und K. Wieds praktisches Lehrbuch der neugriechischen Volkssprache. Bei der Reise selbst haben sich die daselbst angeführten Gespräche aus dem gewöhnlichen Leben als besonders zweckmäßig erwiesen. Bei der sachlichen Vorbereitung lag zunächst das Bestreben vor, eine genauere Kenntnis der Topographie jener Stätten zu gewinnen, welche die Reise berühren sollte. Für Tiryns und Mykenä

genügte das Werk von Dr. K. Schuchhardt, „Schliemanns Ausgrabungen im Lichte der Wissenschaft", Leipzig 1891. Für die Topographie von Athen, Olympia, Rom, Pompeji wurden die Artikel in A. Baumeisters „Denkmälern des classischen Alterthums", München 1884 bis 1888, herbeigezogen, ebenso die folgenden Artikel desselben Werkes: Piräus, Eleusis, Theseion, Parthenon, Niketempel, Erechtheion, Lysikratesdenkmal, Windethurm, Thermen, Pantheon. Karten und Pläne in Baedekers Handbüchern für Reisende lagen hierbei zur Einsicht vor. Für die Akropolis in Athen bot das Werk von Otto Jahn, „Pausaniae descriptio arcis Athenarum", Bonn 1880, eine gründliche Belehrung. Ein besonderes Augenmerk wurde der antiken Kunst gewidmet. Gaben bereits der philologische und propädeutische Unterricht manche Berührung mit diesem Gebiete, so schien es nun zweckdienlich, die erworbenen Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. So wurden aus Baumeisters „Denkmälern" die Artikel durchgenommen: Baukunst, Polychromie, Bildhauerkunst, Vasenkunde, Münzkunde, Steinschneidekunst, griechische und römische Kleidung. Das Werk von Dr. Jos. Durm, „Die Baukunst der Griechen", Darmstadt 1881, gab auch vielfache Belehrung über die Technik dieser Kunst; über die Malerei des Alterthums las Schreiber dieses den einleitenden Theil zu Alfr. Woltmanns „Geschichte der Malerei", Leipzig 1879, von Dr. K. Woermann. Es konnte nicht unterlassen werden, das grundlegende Werk von J. Winckelmann, „Geschichte der Kunst des Alterthums", nochmals zur Hand zu nehmen. Die feinsinnigen Aufsätze von H. Brunn, „Griechische Götterideale in ihren Formen erläutert", München 1893, brachten weitere Förderung, in archäologische Betrachtungen größeren Umfanges führte Ans. Feuerbach, „Der vaticanische Apollo", Stuttgart 1855, ein, eine gedrängtere Darstellung der Hauptepochen und der wichtigsten Werke der antiken Kunst fand sich in dem Werke von Ludw. v. Sybel, „Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche", Marburg 1888. Zu den wichtigeren plastischen Werken wurden die betreffenden Nummern aus Friederichs-Wolters, „Die Gipsabgüsse antiker Bildwerke", Berlin 1885, nachgelesen. Die Vorbereitung bezog sich noch auf die Anfänge der christlichen Kunst nach Dr. K. Schnaase, „Geschichte der bildenden Kunst", 3. Band, und W. Lübke, „Grundriss der Kunstgeschichte", Stuttgart 1882. Bei diesen Arbeiten trat das Bedürfnis zutage, einige Kenntnisse von den Maßverhältnissen und dem anatomisch-plastischen Bau des menschlichen Körpers zu besitzen. Sie wurden gewonnen aus Gottfr. Schadows „Polyklet", Berlin 1886, E. Brückes „Schönheit und Fehler der mensch-

lichen Gestalt", Wien 1891, und Ch. Roths plastisch-anatomischem Atlas zum Studium des Modelles und der Antike. Auch hat Referent es nicht versäumt, hierzu die Modelle anzusehen, welche die höhere Gewerbeschule in Reichenberg besitzt, und den Bildhauer dieser Anstalt, Professor E. Gerhart, bei seinen Arbeiten öfter zu besuchen. So gewann er eine Anschauung von der Fertigung des Modelles, dem Einrichten, Punktieren bis zu dem vollendeten Werke aus Marmor. Das schriftliche Ersuchen an das kaiserliche deutsche archäologische Institut in Rom und Athen, an den geplanten Vorträgen und Reisen theilnehmen zu dürfen, war bereits im November dorthin abgegangen und eine geneigte Antwort auch zurückgelangt.

Unter solchen Vorbereitungen war der Schluss des Wintersemesters herangekommen, und es wurde mit dem 10. Februar 1894 von Reichenberg die Reise über Wien angetreten. Außer Baedekers Reisebüchern und den Erklärungen der Gipsabgüsse von Friederichs-Wolters wurde noch der „Cicerone" von J. Burckhardt, dessen erster Band (Alterthum) zum leichteren Gebrauche bereits durchgelesen worden war, auf die Studienreise mitgenommen. Nachdem im Unterrichtsministerium die geziemenden Vorstellungen geschehen waren, trafen wir — es ward mit Herrn Gymnasialdirector J. Habenicht engere Reisegesellschaft gehalten — den 14. Februar abends in Triest ein. Es drängte das Herz, den Manen Winckelmanns vor seinem Grabmal den Zoll der Verehrung darzubringen. Auf der Höhe der Stadt, umschattet von den immergrünen Buxussträuchern, nahe bei der Kathedrale S. Giusto ruht der Erwecker der Antike. Sein Grab ist das einzige, welches auf der Stätte des Friedens noch Mal und Namen trägt. Hier auf dem alten Gottesacker sind auch die Funde aus römischer Zeit niedergelegt, welche in Triest und der Umgebung gemacht wurden, steinerne Graburnen, Grabsteine, Sarkophage und Architekturstücke. Triest selbst bekundet die Bedeutung als Handelshafen des Reiches durch die Neubauten der großen Lagerhäuser, welche sich von der Stadt gegen das kaiserliche Schloss Miramar hinziehen. Die Handels- und Verkehrswege aus den nördlichen Hinterländern zur Adria führen nun vornehmlich über Triest. Nach einem eintägigen Aufenthalte wurde in der Nacht nach Venedig überfahren. Als der Morgen graute, erhob sich auch die Biberstadt, wie sie Goethe nennt, aus dem Nebel. Märchenhaft, gleich den Zauberschlössern in „Tausend und eine Nacht", bot sich der Dogenpalast mit seiner halb gothischen, halb maurischen Architektur im röthlichen Morgenschein dem Blicke dar. Hier liegt sie,

die „schöne Venezia", die Braut des Meeres, still und verlassen, gleichsam träumend von den goldenen Tagen, wo sich mächtige Monarchen vergebens gegen sie verbündeten, Dalmatien, Morea und Cypern dem geflügelten Löwen dienten. Ihre phantasievolle Architektur verfällt, ihr Leben stockt wie die Strömung der versandeten Canäle. An das geeinigte Italien mahnt uns das eherne Reiterstandbild Victor Emanuels auf der Riva degli Schiavoni. Wollte doch die neue Zeit der „befreiten Venezia", deren Bild sich auch auf dem Sockel des Denkmales erhebt, nur einen Theil des alten Glanzes bringen! So begegnen uns auf Schritt und Tritt die Zeugen vergangenen Reichthums und die Werke einer früheren Kunstblüte. Von Venedig gieng die Reise nach einem kurzen Aufenthalte in Bologna über Florenz sofort nach Rom. War doch beabsichtigt, an den Vorträgen, welche die Directoren des archäologischen Institutes, Professor Dr. E. Petersen und Professor Dr. Chr. Hülsen, bereits den 8. December begonnen hatten, so bald als möglich theilzunehmen.

Der erste Aufenthalt in der „Fürstin der Städte" dauerte vier Wochen. Die Arbeit galt besonders den Resten des alten Rom und seiner Umgebung, den Kunstsammlungen und hervorragenden Bauten. Erwähnt seien neben den genannten Vorträgen ein Besuch der sonst unzugänglichen Villa Albani, wobei Professor W. Helbig die Führung einer größeren Gesellschaft übernommen hatte, sowie ein Besuch der Katakomben des Callistus und der vaticanischen Gärten unter der Führung des hervorragenden Kenners der christlichen Archäologie, Monsignore de Waal. Der Wanderer, welcher das alte Rom im neuen sucht, möge seine Schritte von der Mitte der Stadt, der Piazza Colonna, auf welcher die Säule des Marc Aurel zum Himmel ragt, nach Süden lenken durch die Via del Corso zu der Trajanssäule, dem nahen Forum Romanum und dem Palatin; durch den Titusbogen führt der Weg zum Colosseum und zu den Thermen des Titus. Und will er die Poesie Roms im Zusammenklange der Landschaft mit den Zeugen des Alterthums so recht genießen, so nehme er den Blick von der Rampe der Basilika im Lateran auf das stille Trümmerfeld an der Aurelianischen Stadtmauer, hinüber auf die von den gewaltigen Arcaden der zerstörten Aqua Claudia durchschnittenen Campagna; das Albanergebirge steigt gegen rechts höher an, und etwas tiefer grüßt durch die grünen Baumwipfel die zackige Krönung von dem Grabmale der Cäcilia Metella herüber. Dieses Gleichgewicht zwischen dem Landschaftlichen und der Architektur zeigt das heutige Rom in immer

wechselnden Stimmungsbildern, mag man es vom Monte Testaccio oder vom Palatin, von S. Pietro in Montorio oder von der Höhe der Peterskirche sehen. Und wieder die Geschicke der „ewigen Stadt“ der Erinnerung vorzuführen, ist keine Stelle geeigneter als der Ausblick auf dieselbe vom Monte Pincio. Zu unseren Füßen öffnet sich die schöne Schale, die Piazza del Popolo, der Obelisk, welchen einst Augustus als Siegeszeichen aus dem ägyptischen Heliopolis nach Rom schleppte, in ihrer Mitte, rechts an dem Rande das Augustinerkloster Sta. Maria del Popolo, dessen Mauern im Jahre 1510 den Mönch Martin Luther beherbergten, gerade vor uns die großen Linien von St. Peter; aus dem Häusermeer heben sich die mehrfach gebrochenen Umrisse der Engelsburg, die nun zur Strafkaserne dient, heraus und das Glasdach vom Mausoleum des Augustus, in dem sich ein Circus eingerichtet hat; zur linken Seite wird das Capitol sichtbar, das marmorne Standbild der heidnischen Roma auf der Thurmspitze des Senatorenpalastes, vom Parlamentsgebäude auf dem Monte Citorio flattert das Zeichen des Königreiches, vom Quirinal weht das Banner der Dynastie Savoyen. Hier in Rom spürt man in Wahrheit den Pulsschlag der großen Zeit. Von dem nahen Gebirge stiegen sie herab zu den sieben Hügeln, die Flüchtlinge aus der heiligen Ilios, in strenger Übung echter Römertugend mehrten sie die Stadt und die Grenzen der Herrschaft, aus den drei Welttheilen trug das Volk in der Toga den Reichthum und die Götter der Nationen in das Herz des Weltreiches; Gewalt und Waffen waren die Mittel, durch die sie es schufen, das unbeugsame Recht die Klammern, welche den Bau zusammenhielten, Blut die Bahn, auf welcher ihre Eroberer und Cäsaren einherschritten, und der Purpur der Lohn, den sie sich nahmen. Als die Fülle der Zeiten gekommen war und der große Bau sich löste — denn das Recht allein war ein zu sprödes Band, ihn zusammenzuhalten — da war auch die frohe Botschaft der Menschenliebe zu einer erneuten Ordnung der irdischen Dinge hierher gedrungen. Dort der geborstene Riesenbau des Flavischen Amphitheaters ist dessen Zeuge, wie sie stritten und bluteten für ein heiliges Recht, das noch Unrecht war für ihre Zeit, für sie erst Glaube. Dann siegten sie; zum Rechte ward ihr Glaube. Und nun er Recht geworden, setzt er sich breit im Purpurkleid in jene hallende Arena, die wir Weltgeschichte nennen, und blickt mit hartem Cäsarenblick hinab auf jene, die da leiden und fallen durch seine Macht. Dort auch auf dem Campo de' Fiori steht im ehernen Bild der ernste Denker im Mönchs-

kleid, seine Asche streute der starke Arm der weltlichen Macht in die Winde: aber das Räthsel „von dem Einen“, welchem er nachsinnt, lebt fort, solange dem Menschen die Vernunft gegeben ist. So ragt der klaffende Riss in unser Jahrhundert herein. Und wenn einst mächtige Herrscher ihrer Krone eine höhere Weihe gaben, indem sie dieselbe aus der Hand des Statthalters Christi empfiengen, wenn die weltliche und geistliche Macht in Eintracht zueinander die Völker lenkten, so mögen wir in unseren Tagen ihre Feindschaft beklagen. Der Bürger gehört nicht heute dem Staate und morgen der Kirche an; im menschlichen Gemüthe läſst sich eine solche Scheidewand nimmer ziehen. Was der Menschheit noth thut, ist praktisches Christenthum, in welchem sich Wissen und Glauben, Kirche und Staat wiederfinden, auf daſs im einmüthigen Wirken beide Gewalten heilen und retten, alles Irrende nützlich verbinden. Dann mag die Gestalt des Erzengels, der auf dem Mausoleum Hadrians mit ausgebreiteten Flügeln über der Stadt schwebt und das strafende Schwert in der Scheide birgt, zum Symbol werden, daſs vom Mittelpunkte der Christenheit aus den Menschen nochmals der Friede gekommen ist.

Für Ende März war vom archäologischen Institut in Athen die Reise durch den Peloponnes anberaumt, und es wurde demnach am 16. März die Weiterreise angetreten. Um Mitternacht verließen wir Rom, mit dem anbrechenden Tage befanden wir uns in Campanien, dem fröhlichen Italien. Wie der feuchte Morgen in die schlaftrunkenen Augen wehte, erwachte auch die Sangeslust unserer mitfahrenden Landeskinder. Die Bahnwagen waren sozusagen vollgestopft; denn in Rom waren viele Militärurlauber eingestiegen. Während diese nun in aller Gemüthlichkeit ihr Putzzeug hervorholten, ihre Stiefeln glänzten und die Kleidung in tadellose Ordnung brachten, hob eine Violine eine feurige Weise an, ihr gesellte sich ein leidenschaftliches Lied, ein zweiter und dritter stimmte ein. Und als der fahrende Künstler den gebürenden Tribut eingesammelt hatte, verließ er auf der nächsten Station den Wagen, um seinem Nachfolger mit einer Handharmonika den Platz zu räumen. Wir näherten uns allmählich Neapel, und mit Ungeduld spähte der Blick nach dem Vesuv. Da endlich tritt der graubläuliche Aschenkegel hinter dem langgestreckten Grat des Monte Somma hervor, seine weiße, grau schattierte, pinienförmige Dunstwolke, die er ausathmet, ist leise gegen Süden verschoben. In Neapel kostete es bei dem großen Andrange Mühe, eine Fahrkarte zu erhalten, um noch an diesem Tage Brindisi zu erreichen. Einer der

Bahnbediensteten, der da anscheinend müßig stand, sah unsere Noth, und durch sein Eingreifen wurden wir um den Menschenknäuel herum unmittelbar zum Cassebeamten geführt, der uns in der raschesten Weise bediente; die Karten wurden allerdings etwas höher berechnet. Wir hatten endlich auch unsere Plätze eingenommen, da näherte sich ein zweiter, hatte da oder dort eine ordnungswidrige Dicke oder Länge der Reisekoffer zu bemängeln, ein dritter, der ihm folgte, machte mit den Fingern ein bedeutsames Zeichen, und so brachten endlich einige Soldi den ordnungsmäßigen Umfang der Koffer zustande. Diese Unsitte soll eben hier ganz in der Ordnung sein. Der Zug hatte die lange Häuserreihe von Neapel, Portici, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata verlassen, da, in der Nähe von Scafati, hielt er plötzlich auf offenem Felde. Das Bahngeleise durchschneidet hier die fruchtbarsten Gemüsepflanzungen, und ein Bursche, der mit seinem alten Vater auf dem Felde arbeitete, wollte noch vor dem Heranfahren des Zuges das Geleise überschreiten, wurde jedoch von den Rädern ergriffen und lag unter den letzten Wagen als schrecklich verstümmelte Leiche. Als der Alte seinen Sohn erblickte, wandte er sich ab und lief wenige Schritte hin und wieder, ohne durch Laute vernehmlich den Schmerz zu äußern. Aber als ob er das Leid von sich schütteln wollte, warf er den Oberkörper nach rechts und links, wobei die Arme, schlaff, wie sie waren, unwillkürlich und mechanisch mit den flachen Händen über die Brust schlugen. Weder als Studenten, noch als Lehrer konnten wir uns die rechte Vorstellung dieser bei den Alten so oft erwähnten Äußerung des Schmerzes machen, hier war die Erklärung des „tunsus pectora palmis" augenscheinlich gegeben. Der Zug brauste weiter durch die an Fruchtfeldern und Gärten reiche Ebene des Sarno, die kleinen ländlichen Gehöfte, die mit ihren schmucklosen Seiten und den flachen oder halbkugelförmigen maurischen Cementdächern hingeworfenen unregelmäßigen Würfeln gleichen, schieben sich zu beiden Seiten dem Blicke vorüber, nach Süden erhebt sich der hohe Rücken des Monte S. Angelo, im Norden tritt der Vesuv den Vorbergen des Apennin entgegen, und diese selbst nähern sich bei Nocera hart dem Fuße des Monte S. Angelo. Das ist die Ebene, in welcher der letzte Gothenkönig Tejas seine Scharen zum Todeskampfe führte. An Cava vorüber senkt sich die Bahn gegen Salerno. Von unten grüßt die wellenumrauschte Stadt empor, weiter rückwärts schmiegt sich terrassenförmig Vietri an die Bergeslehne, über den Golf schweifen die Blicke in die ungemessene Weite, seinen östlichen

Saum bildet die Ebene von Pästum, über welcher aus der Ferne die lucanischen Berge blauen, nahe zur linken Seite steigen die bewaldeten Hänge auf, gekrönt von den Burgen und Villen, und über alles hat die südliche Frühlingssonne ihre milden Farbentöne ausgegossen. Wir nähern uns dem lieblichen Eboli, fahren dem Selefluss, dem Silarus der Römer, entgegen, wilde Bergschluchten hinan, durch zahlreiche Bergesdurchstiche und Gallerien, über Brücken und Dämme, bis wir bei Tito den höchsten Punkt der Bahn über den Apennin erreichen. Der Schienenweg führt nun hinab durch das wirtlichere Thal des Basento. Zu beiden Seiten sehen, wie allenthalben im gebirgigen Italien, „die Städte und Festungen, kühn mit der Hand an dem jähen Felsen gegründet", hernieder. Das Thal mündet in die flache Küste des tarentinischen Meerbusens in der Gegend, welche einst das griechische Metapontion beherrschte. Im großen Bogen, beinahe parallel mit dem Ufer des Golfes, eilen wir Tarent zu. Bevor wir uns der Stadt nähern, taucht das Inselpaar S. Pietro und S. Paolo auf. Von Tarent nimmt die Bahn den schnurgeraden Weg über den flachen Rücken von Calabrien. Wir haben mit der einbrechenden Nacht Brindisi erreicht, den Endpunkt der langen römischen Heerstraße, welche mit der Via Appia vor Rom begann, und entgegen dem Römer Horaz, der vormals die Reise von der Hauptstadt über Benevent in fünf Tagen beendete, können wir Kinder des 19. Jahrhunderts sagen: „Nun, in Brindisi endet das kurze Papier und die Reise."

Auf den nächsten Tag fiel das Fest der Palmenweihe. Die Brindisiner erschienen auch zum Kirchgange mit Ölzweigen in den Händen, oder sie hatten aus den weichen, gelblichgrünen Blättchen der Palmenwedel Kreuzlein geschlungen, welche sie vor die Brust gesteckt trugen. Im übrigen zeigte die Stadt nicht gerade das Gepräge eines hohen Festtages. An der Straße, welche vom Bahnhof im Westen der Stadt zum Hafen führt, saßen die Verkäufer und boten ihre Waren feil, Orangen, Kastanien, Nüsse, Feigen, Brote, Käse u. dgl., und auf der anderen Seite waren „die Früchte des Meeres", wie sie der Italiener nennt, aufgehäuft, kleine Muscheln und Schnecken, die man roh, wie sie waren, mit einer Nadel aus dem Gehäuse holte, um sie zu verzehren, Seeigel, denen man um den Mund ein rundes Stück der Schale mit dem Messer ausbrach, um ihren Inhalt zu schlürfen, ferner Austern, Tintenfische und die verschiedensten Arten von Fischen und Krebsen. Zu dem Hafen brachten die landesüblichen zwei-

räderigen Fuhrwerke die großen, kalkgetünchten und mit Öl gefüllten Fässer, die Geschirre der Zugthiere, kleiner Pferde oder Esel, blinkten von den Messingbeschlägen und den sich drehenden Fähnlein, auch die schallenden Glöckchen fehlten nicht. Auf dem Damme selbst schlugen im Zweitakt, von kräftigen Armen geschwungen, die schweren hölzernen Hämmer auf den getrockneten Stockfisch, um ihn auf dem Steinblock, um den die Halttaue der Schiffe gewunden werden, mürbe zu machen.

Wir hatten uns die Schiffskarten nach Patras besorgt und verließen auf dem österreichischen Lloyddampfer „Maria Theresia" um 11 Uhr nachts den Hafen. Die Sonne gieng uns über den Bergen Albaniens auf. Der Dampfer, auf welchem sich acht Herren der Mittelschule aus Österreich und einige Schulmänner aus dem Deutschen Reiche eingefunden hatten, nahm die Richtung in den Canal von Corfu. Das Felsenriff Tignosco, welches den Leuchtthurm trägt, bleibt zur linken Hand, zur rechten hebt sich steil von der See aus der Monte S. Salvatore, der Pantokrator (Allbeherrscher) der Griechen, mit seiner breiten Kuppe massig empor, in der Ferne von dem entgegengesetzten Ufer der langgedehnten Insel steigt die schöne Pyramide des Herkulesberges allmählich auf, den Hang des gedrungenen Bergrückens, welcher zwischen beiden hingeworfen ist, bedecken üppige Olivenwälder, aus denen die Ortschaften mit ihren hellweiß getünchten Häusern hervorschimmern. Wir nähern uns, indem der Dampfer um die kleine, niedrige Insel Vido herumfährt, geradeaus der Stadt Corfu, die mit ihren starken Hörnern, der Fortezza vecchia und nuova (der alten und neuen Festung), in den Hafen hinabschaut. An dem flachen Gestade unterhalb der Fortezza nuova soll, wie die Philologen glauben, die Königstochter Nausikaa dem Dulder Odyss begegnet sein. Mag ein kritischer Zweifler der Insel der glücklichen Phäaken den poetischen Ruhm in Frage stellen, Corfu, das zwischen dem adriatischen und jonischen Meere gelegen ist, hat eine umso reichere Geschichte. Hier vorüber giengen die Heer- und Völkerzüge voll Macht und Pracht. Vandalen, Gothen und Saracenen, die Kreuzfahrer haben die Stadt gesehen, Völker über Völker waren über sie Herren und Gebieter, Hellenen und Römer, Byzantiner, Normannen, Anjous, Venezianer, Franzosen und Engländer und schließlich im Kreislauf der Ereignisse wieder Hellenen. Wir benützten die kurze Zeit, während welcher der Dampfer vor Anker lag, zu einem Besuche der denkwürdigen Stadt. Von dem südlichen Theile der Esplanade, die sich vor dem königlichen Palaste ausbreitet, wird in einer mäßigen Einsenkung das

Schloſs Achilleion der österreichischen Kaiserin sichtbar. Es waren unterdessen einige Albanesen an Bord gestiegen, kräftige Gestalten in ihrer kleidsamen Tracht. Unter ihnen war ein hochgewachsenes Weib in einem schwarzen, zottigen Wollmantel und mit ruhig langsamen Bewegungen, eine wirklich achtunggebietende Erscheinung. Sie hatten sich auf dem Verdeck eingerichtet und ließen am Abend mit näselnder Stimme und unter geringem Tonumfange ihre Lieder vernehmen. In der Nacht hatte sich ein starker Wind erhoben, und als das Schiff am frühen Morgen vor Patras hielt — es war in den Hafen nicht eingelaufen — blies er von den ätolischen Bergen so stark hernieder, daſs die See schäumende Wogen heranwälzte. Wir bestiegen das Boot an der dem Winde abgewandten Seite des Dampfers, es mochten an 15 Personen denselben verlassen. Bevor wir die Sitze einnahmen, schlug manchem der salzige Gischt ins Gesicht. Die Schiffer hatten auch Mühe, das schwankende Boot an dem äußeren Rande des Hafendammes zu halten, und unter seinem Schutze gewannen wir das Ufer. Wir waren froh, über die Steinblöcke hinweg Hellas' festen Boden unter den Füßen zu spüren und achteten nicht des hohen Fahrgeldes von fünf Drachmen, welches jeder zu entrichten hatte. Während auch das Gepäck aus dem Boote gelangt wurde, hatten wir Muße, einem Fischer zuzusehen, der an dem Ufer saß und einen großen Achtfuß bearbeitete. Er faſste den beutelförmigen Körper des Weichthieres in die Hand, drückte den Mund desselben auf einen breiten Stein, rieb einigemal im Kreise herum, holte dann hoch aus und ließ die Fangarme mit aller Wucht auf den Stein niederklatschen. Diese Behandlung mochte wohl den Zweck haben, die zähen Häute des Polypen zum Braten vorzubereiten; in den Schenken und Garküchen waren oft die in Öl geschmorten Stücke vom Achtfuß zum Verkaufe ausgelegt.

Von Patras kann man Athen entweder auf dem Landwege mittelst der Eisenbahn oder zur See durch den neu eröffneten Canal von Korinth erreichen. Da aber der Durchstich des Isthmus nur Schiffen von mäßigem Gehalte den Durchgang gestattet und zudem kein regelmäßiger Fahrdienst unterhalten wird, so nimmt der Personenverkehr den Schienenweg. Es ist auch die Fahrt auf den griechischen Bahnen in vielen Beziehungen angenehmer als in Italien. Das Wetter war mit dem zunehmenden Tage freundlicher geworden, und so entfaltete der korinthische Golf in seiner einheitlichen Umrahmung der griechischen Berge seinen ganzen Reiz. Die ruhige Stimmung, die über der Landschaft liegt, ruft auch zu vollerem Genusse die Erinnerung aus Dichtung

und Geschichte wach. An dem Eingange in den Golf tauchen die verfallenen Castelle auf Rhion und Antirrhion auf, es zeigen sich die grauen Festungsmauern von Lepanto, die Kiona, der Parnass, der Helikon, der Kithäron erheben allmählich die mit Schnee bedeckten Häupter, die Kyllene ragt über das jähe Randgebirge von Achaia herein, die Phädriaden bei Delphi, die Säulen des alten Tempels vor Akrokorinth erscheinen dem Auge. Der schmale, fruchtbare Küstenstrich von Achaia erfreut auch den Fremden durch die sorgsame Arbeit des Landbauers. Dieser leitet die zahlreichen Gebirgsbäche, welche von dem arkadischen Hochlande durch die tief eingeschnittenen Schluchten brechen, in Furchen zwischen die Beete der Korinthenfelder und vertheilt sie in die schüsselförmigen Vertiefungen um die Ölbäume, die reife Orangenfrucht leuchtet aus dem dunklen Blättergrün über die Mauer seines Gehöftes. Hinter der Station Korinth folgt die Bahn eine kurze Strecke den Überresten der isthmischen Mauer, erreicht bei Kalamaki das Ufer des saronischen Meerbusens, und indem sie die Gegend des alten Schoinus hinansteigt, sieht man gegen Süden hinüber auf „Poseidons Fichtenhain". Das landschaftliche Bild, das sich nun allmählich entrollt, hat weniger Geschlossenheit. Der saronische Golf ist durch die eingestreuten Inseln und durch die vor- und rücktretende Küste des Festlandes so mannigfach gegliedert, dass er von der seitlichen höheren Ansicht aus, welche die Bahn bietet, in mehrere kleine Seen und Canäle getheilt erscheint, die Gebirgslinien von Argolis, Ägina, Salamis und Attika geben der Zeichnung größere Tiefe und weiteren Schwung der Umrisse und in ihren Verschiebungen einen regeren Wechsel der Luftwirkung. Wir eilen den Weg dahin, welchen nach der Sage einst Theseus wandelte. Unten an dem Küstensaume von Kromnyon tödtete er das schädliche Thier, auf dem Passe weiter an, wo noch jetzt der schmale Fahrweg über dem schroffen Felsenufer vorüberführt, stieß er den Unhold Skiron in das Meer hinab, vor Eleusis, wo sich das Gebiet von Megara und Attika schied, rang er mit dem Riesen Kerkyon. Mögen in Neuhellas dem Fremden solche Fährlichkeiten weniger drohen, er bleibt wie ja allenthalben ein erwünschter Gegenstand des Erwerbes. Von Patras war an diesem Tage nach Athen gemeldet worden, dass eine bedeutende Anzahl von Fremden dorthin abreiste. Und als der Zug in Eleusis hielt, hatten sich auch die Agenten der athenischen Gastwirte eingefunden, die sich zu uns gesellten und alles Lob und alle Lüge spielen ließen, um uns zu überzeugen, dass bei ihren Herren am besten zu wohnen sei. Unterdessen hatte der Zug die Ebene von

Eleusis verlassen, und der Dampfwagen keuchte mühsam den Pass empor, welcher zwischen dem Parnes und Ägaleos in die attische Ebene führt. Bei einer späteren Fahrt, als zugleich ein leichter Regen fiel, wollte es an dieser Stelle gar nicht mehr weiter gehen. Da eilten zwei Schaffner, der eine rechts, der andere links, zum Kopfe des Zuges, rafften mit den beiden Händen den Sand vom Bahnkörper auf und streuten ihn, daneben herlaufend, den Triebrädern auf die Schienen, um die nöthige Reibung zu erzielen. Für diesen Zweck scheinen die Dampfwagen der griechischen Bahnen nicht gesorgt zu haben. Indem wir nun durch die Einsenkung die attische Ebene von Nordwesten her erreichen, tritt das Pentelikon, mehr von der schmalen Seite genommen, hervor, gerade gegenüber gegen Süden, wohin dann die Bahn abbiegt, erhebt sich im Gesichtsfelde der Hymettus, es zeigt sich die scharfe Spitze des Lykabettus, und alle die Bilder, welche die Phantasie von der Akropolis aufbewahrt hat, werden gegenwärtig und schießen zusammen entgegen der einen Anschauung, die endlich dem suchenden Auge über den Wipfeln des Ölwaldes emportaucht. Das ist sie wirklich, die säulengeschmückte Hochburg der Göttin, „die veilchenbekränzte, neidwürdigste, glänzende Stadt der Athene"! Vor dem Bahnhofe erwartete eine große Menschenmenge die „*Γερμανοί*", die heute aus „Europa" kamen. Von den gewöhnlichen Neugriechen wird nämlich, wie wir später öfter zu hören Gelegenheit hatten, alles Land gegen Italien hin „Europa" genannt, wie wenn ihr Königreich selbst zu einem anderen Welttheile, etwa zu Asien gehörte. Den folgenden Tag geschahen die persönlichen Vorstellungen, und mit andachtsvollen Gefühlen begann die Arbeit auf dem geheiligten Boden.

Das heutige Athen bietet in den Theilen, welche in den letzten Jahrzehnten gebaut worden sind, ein vollkommen mitteleuropäisches Aussehen, nur die alte Stadt an dem Ost- und Nordabhange der Akropolis, und dies ist der kleinere Theil des Ganzen, hat mit den engen und unsauberen Gassen, den offenen Werkstätten und Verkaufshallen ein mehr orientalisches Gepräge. Das gesellschaftliche Leben strömt gegen den Syntagma- oder Constitutionsplatz zusammen. Hier an den drei Seiten des schönen Quadrates, welches er bildet, und in den einmündenden Straßen liegen die vornehmen Hotels und Kaffeehäuser, die vierte, östliche Seite nehmen die königlichen Orangengärten ein, und über einige Stufen steigt man hinauf zu dem freien Platze vor der Residenz. Die mauergekrönte alte Burg sieht herüber zur neuen. An diesem Platze führt die Dampfstraßenbahn vorüber; sie

kommt vom Phaleron herauf und mündet in die schönste Straße von Neuathen, in die Universitätsstraße ein. Wir folgen der südlichen Richtung gegen den Phaleron und gelangen zu dem Gebiete der einstigen Hadriansstadt, wo jetzt die öffentlichen Gartenanlagen im Erstehen begriffen sind, sie umschließen das neue Ausstellungsgebäude für die heimische Industrie, das nach seinem Stifter genannte Zappeion. Wir lassen die Zeugen der griechisch-römischen Zeit, den Hadriansbogen und die hochragenden Marmorsäulen des Olympieions, zur linken Hand und biegen zum Südfuße der Akropolis ab. Das Halbrund des Bacchustheaters ist in den felsigen Abhang eingeschnitten, es schließen sich, ganz nahe an der jetzigen Fahrstraße, weiter an die Mauerwand von der Säulenhalle des Eumenes und die noch aufeinanderstehenden Gewölbebogen von dem Odeion des Herodes Atticus, wir erblicken über der Burgmauer die ehrwürdigen Überreste des Parthenon, und indem wir die Schritte weiter lenken, erscheint rechts vom Philopapposhügel, der uns gerade gegenüber liegt, der breite und niedrigere Pnyxhügel und als dessen Fortsetzung der Musenhügel, den die neue Sternwarte krönt. Nehmen wir dann über den mit Agaven und einigen Ölbäumen bewachsenen Platz den geraden Fußweg zum Eingange der Burg, so hebt sich der ungeheuere Felsblock des Areopages empor, hinter welchem der noch gut erhaltene Tempel des Theseus in der goldig schimmernden Patina des Marmors heraufschaut. Jahrtausende sprechen zu uns, die Götter selbst wandelten, dem Menschen huldreich, auf diesem Boden. Und jener hat den Lichtgestalten, die er anbetete, die Stätte geweiht, emporgehoben über die niedrige Alltäglichkeit dem Lichte entgegen. Die sagenhaften Pelasger, deren Spuren an dem Aufgange zur Burg und auf der Burgplatte selbst in den letzten Jahren aufgedeckt worden sind, befestigten die Höhe für sich selbst und ihre Götter. Als die Sitten milder wurden, stieg der Bürger an den Saum des Hügels hinab, um hier im schlichten Hause zu wohnen, auf der Hochburg thronten die Unsterblichen in den Bauten von Stein und Erz. Da legte der Barbar aus Asien, der Perser, die frevelnde Hand an die Tempel, auf dass sie prachtvoller erständen. Von Perikles, dem großen Sohne des befreiten Landes, zeugen die Thorhallen und Tempel, die unser Auge heute noch schaut, in ihren Trümmern noch ein erhabener Anblick. „Das besiegte Griechenland sänftigte den Sinn des wilden Siegers", und der Römer ward ein Schützer und Gönner der Stadt. Aber es wichen die heidnischen Götter dem einen unbekannten Gotte, von welchem der Apostelfürst dem athenischen Volke predigte,

Pallas Athene räumte ihre Stätte der Panagia Theotokos, und nach mannigfachem Geschicke der Stadt rang hier das Kreuz wider den Halbmond zum Unheil der herrlichen Bauten. Jetzt starrt das auseinandergerissene Haus der jungfräulichen Göttin, der Parthenon, zum Himmel auf, man hatte ihn zur Pulverkammer entweiht, einst die schöne Darstellung eines großen Gedankens. Wo inmitten des marmornen Fußbodens die vom Regen feuchten Porosquadern, in deren Fugen das Gras seine Wurzeln senkt, zutage liegen, stand das Bildnis der mannhaften Göttin, Pheidias schuf es aus dem kostbarsten Stoffe, und Iktinos baute dem Bilde die Wohnung. Und wie alle Theile derselben zusammenstreben zum geschlossenen Ganzen, so tragen sie wieder den bedeutungsvollen Bilderschmuck zum Preise der Herrin. Hier im Giebelfelde, gegen die aufgehende Sonne gekehrt, vollführt Hephaistos mit dem Hammer den Schlag auf das Haupt des Olympiers, und die Göttin des sieghaften Gedankens tritt in Wehr und Waffen in die Versammlung der erstaunten Götter, Nike eilt ihr entgegen; dort, wo die scheidende Sonne den letzten Gruß heraufsendet, streitet Athene mit dem Meeresgotte Poseidon um die Stadt und schenkt ihrem Volke den Segen des Landes, den Ölbaum des Friedens. Der Kranz der Metopen, welchen die kräftigen Säulen tragen, redet in seinen einfachen Motiven des Giganten- und Kentaurenkampfes von dem Siege der Sittigung über die dumpfe Gewalt und verherrlicht durch die Überwindung der Amazonen und Trojaner die Heldenthaten der Vorfahren. Aber auch das lebende Geschlecht fehlt nicht. Das Friesband, welches die Cellamauer oben umsäumt, entfaltet den festlichen zweigetheilten Zug von der Südwestecke des Tempels gegen den Eingang an der östlichen Seite: blühende Jünglinge, welche die Rosse tummeln oder die Opferthiere und Gaben der Göttin bringen, züchtige Jungfrauen, welche die heiligen Geräthe tragen, bärtige Männer, die im Gespräche miteinander den Zug erwarten; die seligen Götter selbst erscheinen, in gemessener Ruhe auf Sesseln sitzend, in der Mitte des bewegten Zuges und der Priester, der Vermittler zwischen Mensch und Gott, vor ihnen; unter seinem Bilde hinweg naht der Andächtige der strengen Göttin. Hier ist geweihter Boden, die hehren Gestalten umschweben uns noch, und wie von andachtsvollen Gewalten niedergebeugt, drängt es uns, zu küssen den kalten, gefühllosen Stein. Verfasser dieses hat nur ein Gefühl erfahren von solcher beseligenden Tiefe. Als Knabe wallte er einst auf ländlicher Wallfahrt zum Gnadenbilde der Mutter Gottes. Und als der schlichte Vorbeter an dem Gnadenorte für allen

Segen dankte und die Abschiedsworte sprach: „Hier liege ich vor Dir und küsse den Boden zu Deinen Füßen,“ da gieng ein Empfinden durch die jugendliche Seele, welches hier unter fremdem Himmel dem Manne emporstieg. So wechseln das Leben und die Geschicke der Völker, so wechseln auch die Formen, hinter welchen der Mensch das Heilige sucht; nur der Urgrund des Lebens bleibt derselbe wie der weite Rahmen, in dem es sich bewegt, das natürliche Sein. Wir treten durch die leere Thüröffnung des Opisthodoms unter die westliche Säulenfront des Tempels, und vor uns breitet sich die attische Landschaft aus, ein Bild von sanfter Milde und erhabener Schönheit, ferne Berge und das nahe Meer, welche das reine, tiefe Azur des Himmels überwölbt.

Auf den 24. März fiel ein periegetischer Vortrag von Professor Dr. W. Dörpfeld und Professor Dr. P. Wolters in Eleusis, und mit dem 28. März begann die Reise durch den Peloponnes. Es war in der trefflichsten Weise für Sonderzüge, Wagen, Reitthiere, Unterkunft und Verköstigung der an 45 Theilnehmer zählenden Reisegesellschaft gesorgt. So sahen wir Korinth und Akrokorinth, nahmen hierauf in Nauplia längeren Aufenthalt. Von hier wurde das „fest ummauerte Tiryns“ und das „goldreiche Mykenä“ besucht, ferner das Heraion bei Argos, wo eben die amerikanische Schule Ausgrabungen vornahm. Es war auch an diesem Tage ein gut erhaltener Jünglingskopf im Typus der Polykletischen Schule aus dem Schutte hervorgezogen worden sowie ein Bündel von etwa 1 *m* langen Eisenstäben, welche die einen als Bratspieße, andere sogar als spartanisches Geld erklärten. Wir befinden uns an der Stätte, wo die Heerführer der Griechen dem „Völkerhirten Agamemnon“ vor dem Auszuge gegen Troja Treue schworen, wo Hera Kleobis und Biton, die frommen Söhne ihrer Priesterin, zum ewigen Schlafe hinübernahm. Der Tempelbezirk liegt auf der oberen Terrasse, welche der Euböaberg gegen Süden sendet. Der Blick schweift über die Ebene, zur linken Hand steigen die argivischen Berge an, zur rechten senken sich die Randgebirge von Arkadien, von Süden her glänzt der Spiegel des Golfes von Nauplia. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, dass den alten Griechen der Sinn für die Schönheiten der Natur abgieng. Schiller mag durch seine ästhetischen Schriften dieser Meinung Vorschub geleistet haben. Ihr unmittelbares, gesundes Gefühl scheint sie wohl vor sentimentaler Schwärmerei bewahrt zu haben, aber die Stätten, die sie für ihre Tempel und Theater wählten, zeugen deutlich genug, wie sehr sie die

schöne Natur gleichsam als decoratives Motiv zu würdigen wussten. Eine vierstündige Wagenfahrt von Nauplia durch das einsame Gebirge brachte uns auch zum Hieron des Asklepios bei Epidauros. Hier war die griechische archäologische Gesellschaft mit Ausgrabungen beschäftigt. Wenn je einmal eine Heilkunde der alten Griechen geschrieben werden sollte, so wird dieses Heiligthum einen wichtigen Platz darin finden. Geheimnisvolle Mystik, ärztliche Kunst und die allheilenden Kräfte der Natur durch Wasser, Luft und ländliche Stille scheinen zusammengewirkt zu haben, den Ruhm dieses antiken Curortes zu begründen. Die Vorträge waren beendet und das von Nauplia mitgeführte kalte Mahl im unteren Rund des alten Theaters genommen, da fühlte sich mancher der Theilnehmer aufgefordert, in dem wohlerhaltenen Bau ein griechisches Chorlied zum Vortrage zu bringen, ja selbst ein Reigen ward dazu versucht. Deutlich vernehmbar drang die Stimme bis zu den obersten Sitzreihen. Auch wurde es klar, weswegen die Alten bei der Aufführung ihrer Dramen zur Maske und zum hohen Kothurn griffen. Schauspieler und Chor bewegten sich offenbar, insoweit wir vom griechischen Theater reden, in der Orchestra, das Bühnengebäude diente als Theologeion und zur Decoration. Nun erscheint von den höheren Sitzreihen die Person des Schauspielers wie an den Boden gedrückt, und seine Gesichtszüge werden undeutlich; der Kothurn hob ihn vom Boden und gab seiner Gestalt ein erhabeneres Ansehen, die Charaktermaske mit der scharfen Bemalung verlieh dem Gesichte den nöthigen Ausdruck. Über Argos, wo auch die Burg Larisa besucht wurde, gieng die Reise an dem lernäischen Sumpfe bei dem heutigen Myli vorüber, das Partheniongebirge hinan, in die arkadische Ebene nach Tripolis. Während unten in Argolis der Weizen die Ähren bereits entwickelt hatte, die Speisedistel und die Weinrebe bei Nauplia mit ihrem Blätterwerk die Furchen überschatteten, war hier das Getreide kaum spannenhoch, und das Weinlaub durchbrach eben die Knospenhülle. Das Ackerland, welches nun wieder das alte Mantinea bedeckt, war noch versumpft von dem winterlichen Regen. Von Tripolis wurde die Rückkehr nach Athen angetreten, um die begonnenen Studien der Antiken fortzusetzen. Um ferner über einige wichtige Punkte der Topographie von Athen an Ort und Stelle Aufschluss zu gewinnen, wurden Ernst Curtius' Stadtgeschichte von Athen sowie die Atlanten und Karten zur Topographie der Stadt zurathe gezogen. Den 13. April folgte ein Ausflug auf dem Segelboote vom Piräus nach Salamis und zurück zum „Throne des Xerxes", den 14. ein

Vortrag von Professor Dr. W. Dörpfeld bei den Ausgrabungen, welche unter seiner Leitung das deutsche archäologische Institut im Westen der Akropolis und im Süden vom Areopag vorgenommen hatte. Die Ausgrabungen lieferten wichtige Ergebnisse zur Topographie der Stadt. Ein weiterer Ausflug führte uns über das Kloster Mendeli auf den Gipfel des Pentelikon.

Den 16. April begann die gemeinsame Reise zu den griechischen Inseln. Es hatten sich 65 Theilnehmer eingefunden, 60 Herren der verschiedensten Länder und Sprachen und 5 Damen. Vom archäologischen Institute war der griechische Raddampfer „Iris" gemietet worden, und es wurde zunächst Cap Sunion mit den Resten des Athenatempels berührt. Der Dampfer legte auch vor Thorikos an, welches noch vor wenig Jahren, als größere Ausgrabungen die Stadt bloß legten, die Zeitungsberichte zu einem Pompeji auf griechischem Boden zu heben suchten. Die Ebene von Marathon hatten wir bereits vom Pentelikon aus erblickt, nun standen wir auf der denkwürdigen Wahlstatt. Arbeiter waren eben beschäftigt, den niedrigen Erdhügel, welcher im südlichen Theile der Ebene liegt, zu schließen. Es hatte ihn die griechische Regierung öffnen lassen, weil man bezweifelte, dass dies der Grabhügel der gegen die Perser gefallenen Athener sei. Man hatte im Inneren desselben Überreste vom Leichenbrande und alte Vasenscherben gefunden. Als nun einer der Herren, es war Professor Dr. G. Loeschke aus Bonn, das Wort nahm und das Schlachtbild entrollte und mancher andere Herr seine Bemerkungen hinzufügte, da wurde in so unmittelbarer Nähe der gefeierten Marathonkämpfer das Wort des Dichters lebendig, dass die Todten nicht gestorben sind, dass ihre Thaten hereinreichen in unsere Tage. Der Tempel der Themis und die Burg Rhamnus waren das nächste Ziel der Fahrt, es folgte Eretria, das Heiligthum des Amphiaraos bei Oropos, Gavrion auf Andros, Mykonos und Delos. Die im Alterthume so besuchte und reiche Insel Apollos ist nun einsam und verlassen, nur ein Wächter der Alterthümer, welche von den begonnenen Ausgrabungen der französischen Schule hier zurückblieben, wohnt mit seinen Hausthieren in einer nothdürftig hergerichteten Hütte.

(Schluss folgt.)

Johann Weikhard Freiherr von Valvasor.

Von **P. v. Radics.**

(Schluss.)

Laibach.

Der vierte Band beginnt mit dem zwölften Buche und mit dem ausführlichen Berichte „über die Kroatischen-, Meer- und windischen Grenzen", den Schauplatz krainischen, von den Landesfürsten jederzeit hochbelobten Heldenmuthes. Dieses Buch ist wie an und für sich als Ganzes, so hauptsächlich auch in den Details von hoher Wichtigkeit, so z. B. durch sein Capitel über das Generalat an den Grenzen, welche Stelle fast durchgängig von Krainern mit vorzüglichstem Eifer und heldenmüthiger Hingebung versehen ward. Sehr wertvoll für die krainische Landesverfassung, für die Geschichte des Steuerwesens der Landschaft sind die in diesem Abschnitte zerstreut vorkommenden statistischen Daten über die Beitragsleistungen der „löblichen Landschaft" zur Erhaltung der „Grenzhäuser".

Das dreizehnte Buch geht wieder auf die Urgeschichte des Landes zurück, auf die Japoden, die Karner, auf Jason und den Argonautenzug.

Während das vierzehnte Buch der römischen Geschichte, der Völkerwanderung und der Geschichte der nachfolgenden Zeiten gewidmet ist, gibt das fünfzehnte und letzte Buch die denkwürdigsten Jahrgeschichten Krains unter der Oberherrschaft des glorreichen Hauses Habsburg.

Nachdem bereits im zehnten Buche die diesbezügliche politische Geschichte gegeben worden, erübrigt hier nur mehr — analog dem Charakter des ganzen Bandes, den man das Kriegsbuch von Krain nennen kann — die Aufzählung der Kriegsgeschichten des Landes unter der ruhmreichen Führung des Kriegswesens durch die Landesfürsten aus dem geliebten Hause Habsburg. Es sind vornehmlich die Türkenkriege, die in dieser Abtheilung auf Grund der im landschaftlichen Archive zu Laibach massenhaft erliegenden Originalberichte ausführlich geschildert werden, die Kämpfe, welche die Glanzperiode in der Geschichte des krainischen Volkes bilden, während welcher im Lande Krain alles wie ein Mann gerüstet dastand zur Abwehr des „Erbfeindes der Christenheit", während welcher das ganze Land, um die Worte Anastasius Grüns zu gebrauchen, einer in Waffen starrenden Burg glich.

Wir lesen aus diesem „goldenen Buche", wie der „gemeine Mann" — Vater und Söhne — und der „adelige Schlossherr" vereint Gut und Blut hinopferten, Generation auf Generation. Wir lesen aber auch,

wie die Vereinigung der Stände, die krainische „Landschaft" als moralische Person, die Zeiten über stets die höchsten Anstrengungen zur Besiegung der ungestüm andrängenden Muselmänner machte, wie sie z. B. im engen Zeitraume von acht Jahren (1594 bis 1602) außer der „Darreichung der Leiber", der Ausrüstung und Verpflegung ihrer Truppen und theilweise auch der Hilfsvölker bloß zur Instandhaltung der Grenzhäuser die unerhörte Beisteuer von $1^1/_2$ Millionen leistete und von da weiter bis 1680 „etliche andere Millionen".

Eine der vorzüglichsten Stellen in der Erzählung von den Kämpfen mit den Türken nimmt der Bericht über die ruhmvolle Besiegung derselben in der Schlacht bei Sissek ein (1593 am 22. Juni). Außer der genauen Aufzeichnung der einzelnen mehr minder wichtigen „Visiten dieses ungebetenen Gastes" bewahrt das „Kriegsbuch von Krain" auch andere nicht unwichtige Ereignisse, so die Kämpfe der Cillier Grafen, Baumkirchners Schicksal, die Kämpfe Österreichs mit Venedig, die Bauernrebellionen, Ausschaffung der Juden u. s. w.

Dies Buch und mit ihm das ganze Werk schließt mit der nachstehenden patriotischen Apostrophe:

„Welche fernere Ausbreitung und noch höheren Schwung der Kays. Adlerflügel sammt völligen Triumph über Türken, Tartaren und alle Ihrer Majestät ungerechte Feinde der Allerhöchste gnädiglich befördern, mein werthes liebes Vaterland Krain aber, dem zu Ehren ich dieses (Gott Lob hiemit beschlossene) Werk herausgegeben, von nun an in einem ruhigeren und blühenden Zustande erhalten und an seiner Arbeitsseligkeit (gleichwie ich an der Beschreibung desselben) machen wolle ein glückseliges Ende."

Erstes fachmännisches Urtheil über die „Ehre des Herzogthums Crain".

Bald nachdem Valvasors Hauptwerk, dessen Vorrede „Wagensberg, 15. April 1689" datiert ist, erschienen war, brachte schon das Novemberheft der 1682 zu Leipzig von einem Kreise gelehrter Männer, wie Carpzow, Ettmüller, Mencke Olearius, Ittig, Rechenberg, Pfautz, Tschirnhausen, Seckendorf, Reichsgraf Bünau, begründeten, später vom großen Leibniz mit Beiträgen wesentlich geförderten „Acta Eruditorum" [1]) eine elf Seiten in 4°. umfassende Besprechung des ersten Bandes des sensationellen Buches unseres Freiherrn von

[1]) „Acta Eruditorum", Lipsiae 1689, Calendis Novembris.

Valvasor, von welchem Werke der Verfasser selbst, als er noch mitten in der Fertigstellung desselben begriffen gewesen, in einem vertraulichen Schreiben an den Secretär der „Königlich Englischen Gesellschaft“ ausgerufen: „Erit liber sat curiosus.“

Die Beurtheilung in den Acten dieser in Deutschland und im ganzen Auslande in großem Ansehen gestandenen Gelehrtengesellschaft ist eine ebenso gründliche als eingehende und in hohem Grade anerkennende. Beigegeben erscheint derselben eine Kupfertafel mit der Abbildung des Zirknitzer Sees, doch ist dieselbe nicht ganz congruent mit der in Valvasors Werke befindlichen, denn es sind auf der nach Leipzig mitgetheilten Tafel die aus dem Ungewitterloch auffahrenden Hexen ausgelassen.

Die Besprechung beginnt mit dem Hinweise darauf, dass die „Acta Eruditorum“ schon 1682 (also gleich im ersten Jahre ihres Bestandes) ein Werk über Krain und zwar Schönlebens „Carniola antiqua et nova“ ihrer Beurtheilung unterzogen haben, und es wird hier gleich im Eingange der Beleuchtung von Valvasors Buche wiederholt, dass Krain unter den Besitzthümern des erlauchten Hauses Österreich nicht das letzte sei, und dass Herr Schönleben es unternommen habe, dasselbe aus dem Dunkel hervorzuheben[1]), in welchem es nicht durch eigene Schuld, sondern durch die Schuld der Kosmographen bislang verborgen geblieben wär. Schönlebens Beispiele sei nun Valvasor gefolgt aus Liebe zum Vaterlande. Nach dieser Constatierung heißt es weiterhin: „Minimum omnibus ad ingens hoc opus absolvendum adminiculis destitutus praeter documenta nonnulla ex Cancellaria ipsi communicata et paucula ista, quae ex magno autorum cumulo hanc in rem delibare ei licuit, necesse habuit pleraque ex propria experientia ac indefessa indagatione haurire atque sibi comparare, proindeque ipsemet passim montes atque valles hujus regionis peragravit, ac singula notata digna perquisivit, situmque locorum utplurimum propria manu delineavit, suis potius quam aliorum oculis confidere edoctus.“ Die weiteren Ausführungen anerkennen voll Valvasors umfassende Studien und Forschungen, die er nicht nur aus dem Staube der Archive sich sammelte, sondern die er, die Heimat durchwandernd, aus eigener Anschauung schöpfte.

---

[1]) Dieser Passus weist auf die Entstehung der Besprechung im Heimatlande selbst, und vielleicht haben wir als Autor derselben den Neffen Schönlebens, den Historiker Johann Gregor Dolničar von Thalberg anzusehen.

Anschließend an diese allgemeine Charakteristik der für Valvasors Gründlichkeit und Ursprünglichkeit zeugenden Eigenschaften des Buches gibt nun der gelehrte Recensent der „Ehre des Herzogthums Crain“ eine detaillierte Analyse des ersten Bandes auf den 10 weiteren Seiten der Kritik, in welches Detail wir ihm wegen Raummangels nicht folgen können, auch würde die Aufzählung des Inhaltes des ersten Bandes sich hier wiederholen. Besonderes Interesse findet der Recensent an den Angaben Valvasors über die „Tabors“, die befestigten Lager der krainischen Grenzvertheidiger in den Tagen der Türkenkriege, über die vielen Warmbäder (slov. toplice) in Krain, über Idria, Adelsberg und seine Grotten, über den Zirknitz-See u. s. w. Das Märzheft 1690 brachte sodann die Recension über den II., III. und IV. Band der „Ehre des Herzogthums Crain“ auf den Seiten 105 bis 114 (inclusive). Eingehend besprochen findet sich das sogenannte „Schlösserbuch“, ferner das Sprachverhältnis in Krain — das der beiden Hauptsprachen Deutsch und „Sclavonisch“ (Slovenisch) — „die Christophbruderschaft der Mäßigkeit“, gegründet unter Kaiser Max I., die Aufzählung der berühmten Männer: der Gelehrte Herberstein, der kriegerische Bischof Christoph Rauber, der Freund und Rathgeber des „Letzten Ritters“, der Reformator Truber, der schwäbische Schulmann Frischlin u. a. m. Am kürzesten kommt Band IV weg, die Erzählung der kriegerischen Jahrgeschichten. Die Leipziger Gelehrten legten nämlich, indem sie der gelehrten Welt Einsicht in den Inhalt der Riesenschöpfung Valvasors eröffneten, das Hauptgewicht auf die Topographie und Culturgeschichte Krains, da letztere ihnen als völlig neuer Beitrag auf diesen Gebieten erschienen.

Valvasors letzte Lebenstage. — Tod (1693).

Das Lob und die Ehren, welche unserem edlen Freiherrn sein vollendetes Lebenswerk eingetragen — in der Fremde und daheim — konnten ihn nicht für den großen, keineswegs im Verhältnisse zu den wenngleich wiederholten Subventionen der Landschaft stehenden Aufwand entschädigen, den die Herstellung dieses und seiner früheren Werke verursacht. Und so sehen wir schon kurz nach dem Erscheinen der „Ehre des Herzogthums Crain“ Valvasors Hauswesen zusammenbrechen. Das erste, was er von seinen materiellen Gütern zur Veräußerung zu bringen sich genöthigt fand, waren der „Jugendzehent“ zu Schloss Wagensberg und 30 dazu gehörige Huben,

die er 1691 um 2250 fl. und 30 Reichsthaler Drangeld an das benachbarte Cistercienserkloster Sittich verkaufte;[1]) bald folgte (1692) der Verkauf des ganzen Schlosses Wagensberg sammt der Dependance Lichtenberg, und es gieng Wagensberg an die in Krain hoch angesehene Familie Höffern von Saalfeld über, deren Sprosse Berthold von Höffern Mitglied der Laibacher Gelehrtengesellschaft „Academia Operosorum" und 1702 Gründer der noch heute blühenden „Philharmonischen Gesellschaft (Academia Phil-Harmonicorum)" wurde.

Im Jahre 1693 im Februar folgte der Verkauf des Laibacher Valvasorhauses an den Schwager Zetschkher. Ehevor aber unser Freiherr sich von Schloss und Haus getrennt, hatte er, als ihn die materiellen Sorgen am ärgsten gedrückt, und da er ja sein geistiges Lebenswerk abgeschlossen vor sich liegen sah, das ihm Kostbarste, seine reichhaltige schöne Bibliothek schon 1690 an den Bischof Mikulizh in Agram verkauft, welcher weitblickende Kirchenfürst sie als Basis für die Gründung einer eigenen bischöflichen Bibliothek benützte.

Indem unseren edlen Freiherrn nach Verkauf seiner Habe in Wagensberg nun nichts mehr an der ihm im Laufe der Zeit so lieb gewordenen Gegend, an dem „lust- und fruchtreichen St. Martiner Boden" festhielt, beschloss er, seine ferneren Tage in einer anderen Gegend der geliebten Heimat zu verbringen, und er wählte hierzu die rebenumkränzte Stadt Gurkfeld in Unterkrain, wo einst Herr Juan B. Valvasor Besitzer des Schlosses gewesen, die liebliche Stadt an dem rechten Ufer der hier schon ziemlich breit dahinfließenden, damals noch reichlich mit Schiffen besetzten Save. Knapp am Ufer des schönen Stromes, mit dem reizenden Hinblicke auf die am jenseitigen Ufer sich breitenden Weinberge der grünen Mark von Steier, erwarb sich Valvasor mit den beaux restes seines Vermögens im Februar 1693 käuflich das dem Rathsbürger Jakob Vodnik gehörige Haus, heute das Siechenhaus von Gurkfeld, eine Stiftung des um Gurkfeld unvergänglich verdienten großen Wohlthäters Martin Hočevar (durch eine Reihe von Jahren krainischer Reichsraths- und Landtagsabgeordneter), seit 1893 denn auch mit Gedenktafeln an Valvasor und Hočevar geschmückt.

Doch nicht lange sollte unser Gelehrte und Forscher den Aufenthalt an dieser neuen Wohnstätte genießen. Seine Tage waren gezählt. Zwar hatte er selbst schon 1687, damals erst 46 Jahre alt, an

---

[1]) Landtafel bei dem k. k. Landesgerichte in Laibach.

den Secretär der „Royal Society" in London geschrieben,[1]) dass er noch viel mehr für die Heimat leisten würde, fühlte er nicht unverhofft die Kräfte weichen; doch dass er schon mit 52 Jahren das Zeitliche segnen sollte, das hätte wohl niemand geahnt, zum mindesten der fleißige Mitarbeiter an der „Ehre des Herzogthums Crain", Erasmus Francisci, der noch dessen „als eines activen und arbeitsamen Herrn eisernen Muth" hochgepriesen und ihm, „seinem gnädigen Herrn die fernere eiserne Gesundheit" gewünscht.[2])

Eine zwar nicht quellenmäßig verbürgte Notiz in einem Aufsatze von Fr. X. Richter gibt Podagra und Diarrhöe als Todesursache an; vielleicht aber ward, wie in jenem obcitierten Briefe nach England Valvasor selbst angedeutet, sein bereits arg geschwächter Körper von den im Sommer 1693 in Krain heftig aufgetretenen epidemischen Fiebererscheinungen ergriffen, deren lethale Wirkungen auf nicht mehr widerstandsfähige Körper der berühmte zeitgenössische Laibacher Arzt Max Gerbez in seinem trefflichen Werke „Chronologiae Medicae" [3]) constatierte, und so der größte Patriot Krains in allzu frühen Jahren dahingerafft.

Er starb, wie man annimmt, zu Gurkfeld am 19. September 1693, was jedoch wegen Abganges der älteren Sterbematrikeln in der Pfarre Haselbach bei Gurkfeld, wohin die Stadt bis zu der vor kurzem erfolgten Errichtung der Pfarre Gurkfeld selbst eingepfarrt gewesen, nicht mehr quellenmäßig zu belegen ist.

Gleichfalls quellenmäßig nicht belegbar ist die Annahme, dass Valvasor in Gurkfeld zur Ruhe bestattet worden, da uns außer der bezüglichen Tradition keine wie immer geartete verbürgte Nachricht, kein Grabstein, keine Aufzeichnung erhalten ist.

Meine Vermuthung, dass, selbst angenommen, Valvasor sei in Gurkfeld gestorben, sein Leichnam in die Familiengruft nach Schloss Gallenegg überführt, beziehungsweise dass er auch von irgendeinem anderen Sterbeorte dahin zur Ruhe gebracht worden, werde ich, gestützt auf die in Gemeinschaft mit meinem liebwerten Studienfreunde, Herrn kaiserlichen Rath Florian Hostnig in Wien, dank dem freundlichen Entgegenkommen des gegenwärtigen Schlossbesitzers, Herrn Alois Praschniker, im Herbste 1894 vorgenommene Untersuchung der Gallenegger Gruft und im Zusammenhalte mit bis heute

[1]) Brief vom 7./17. November 1687 im Archive der „Royal Society".

[2]) „Ehre des Herzogthums Krain", Band II, Buch VI, S. 370.

[3]) Annus Secandus Labaci ad annum 1693.

noch nicht spruchreifen Forschungen, in meiner umfassenden Biographie Valvasors ausführlich begründen, vielleicht definitiv zur Gewissheit bringen.

In Laibach erregte Valvasors unerwartetes Hinscheiden nicht geringes Aufsehen und rief allseitig die innigste Theilnahme an dem schmerzlichen und schweren Verluste des großen Vaterlandsfreundes hervor. Der ihm innig befreundete Historiker Johann Gregor Dolničar von Thalberg, der in Abfassung von Epitaphien besonders versiert gewesen, verfasste nachstehende Grabschrift für ihn:

„D. O.
Joanni Waichard Valvasorio
Labaco Oriundo
Jnclyti Ducatus Carnioliae
Cosmographo
Regiae Societatis Angliae Academico
Antiquitatum Studio Nulli Secundo
Qui
Domestica Musis
Amica Pietati
Bellica Litteris
Adiunxerat
Ob
Undique Strenue Gesta
Facundum Hoc Ad Posteros
Monumentum
S. P. Q. L.
Poni Curavit
III Jd. Decemb. MDCXCIII" [1])

Ob dieses Epitaph einen Grabstein geziert, oder ob es nur Entwurf geblieben, wer mag das heute entscheiden? Vorhanden ist davon bis auf die Zeilen selbst keine weitere Spur.

An Reliquien seines geistigen Schaffens hinterließ Valvasor mehrere Manuscripte, darunter ein „Lumen naturae", 6 Bände, und ein „Flos Physico-Mathematicus", 3 Bände, „in denen von allen mathematischen Sachen sowie auch von den eigenen Erfindungen gehandelt

[1]) Wie man sieht, enthält diese Grabschrift wohl die Angabe des Geburtsortes Laibach, aber keine Angabe, wo und wann Valvasor gestorben, und wo er begraben worden.

worden"; auch eine Ausgabe von Ovids Satiren mit Kupfertafeln hatte er noch vorbereitet. Wohin diese Reste seiner literarischen Thätigkeit gekommen, ist zu erfahren bis nun noch nicht gelungen. Ein Zufall dürfte wie zu vielem auch hierzu geleiten.

Valvasors Stellung zur Naturkunde, zur Alchemie, zur Kunst und Kunstindustrie und zur technischen Wissenschaft.

In allen Fragen, die das Land Krain betreffen, muss man, wenn man die Geschichte ins Auge fasst, immer und immer wieder auf unseren Freiherrn von Valvasor zurückgreifen, und wenn man in seinem Hauptwerke mit Bezug auf den und jenen Gegenstand blättert, so findet man den gewünschten Aufschluss.

So auch in Fragen der Naturkunde. Es ist schon aus der Angabe des Inhaltes der „Ehre des Herzogthums Krain" ersichtlich geworden, dass Valvasor auch die drei Naturreiche bei Beschreibung seiner geliebten Heimat nicht nur nicht außeracht gelassen, sondern dass er, was ihm diesbezüglich des Bemerkens und des Aufzeichnens Wertes im Lande begegnet, getreulich bewahrt hat. Wenngleich seine Angaben, Untersuchungen und Forschungen heute vom fachmännischen Standpunkte nicht durchwegs in Betracht gezogen werden können, so muss ihnen immerhin ein historischer, beziehungsweise culturhistorischer Wert zugesprochen werden. Es muss von uns Epigonen dankbar anerkannt werden, dass er der erste gewesen, der die krainische Höhlenwelt erforscht hat und in der Adelsberger Grotte so weit vorgedrungen ist, dass er getrost von sich sagen konnte: „Ich habe gewisslich keinen erfragen können, der hindurch gekommen oder auch weiter hineingegangen wäre, als ich", [1]) dass er der erste gewesen, der auf das Vorhandensein von Eisgrotten in Krain bei Altainöd und bei Rossek, [2]) bei Weißenstein [3]) u. s. w. hingewiesen, und dass man bei ihm — wie der verdiente Höhlenforscher Regierungsrath Kraus in seinem so dankenswerten ersten hodegetischen Buche über Höhlenforschung hervorhebt — schon die wahre Natur der Petrefacten erkannt findet. Es muss dankbar anerkannt werden, wie Valvasor in der Erforschung der krainischen Seen grundsondierend vorgegangen und speciell den Zusammenhang des auch vor ihm viel untersuchten Zirknitz-Sees

[1]) „Ehre des Herzogthums Krain", Band I, Buch II, S. 279.
[2]) Band I, Buch II, S. 242 f.
[3]) Band I, Buch IV, S. 517.

mit der Höhlenwelt der nächsten Umgebung zum Gegenstande seines Studiums gemacht, worüber er denn in erster Linie den erwähnten 27 Seiten langen Bericht an die „Königliche Gesellschaft" in London erstattet hat, dessen bevorstehende Veröffentlichung in meiner Biographie Valvasors den ganzen Umfang und die ganze Bedeutung seiner diesbetreffenden Untersuchung klarstellen wird.

Allgemein interessant und die Geisteshöhe und Geistesschärfe Valvasors am besten charakterisierend ist aber vor allem anderen seine Stellung zu jenem Zweige der Naturwissenschaft, der in seinen Tagen am meisten en vogue gewesen, zur Alchemie und zur Auffindung des „Steines der Weisen". Wir haben schon eingangs bei Besprechung des ersten Aufenthaltes des jungen Freiherrn von Valvasor zu Wien erwähnt, dass der 25jährige wissbegierige Cavalier damals in der Reichshaupt- und Residenzstadt unter Anleitung des Alchemisten de Monte Snyders ein Stück Blei in Gold verwandelt habe. Doch zwanzig und so viele Jahre nachher, da Valvasor in der Abtheilung seiner Chronik „von dem vermeinten Silbermachen in Idria" auf die „Alchymie, Alchymisten und Stein der Weisen Sucher" zu sprechen kommt, fügt er der Erinnerung an jenes sein Experiment zu Wien die aufklärende Bemerkung bei: „Damit ist noch lange kein Lapis Philosophorum oder gerühmter Weisen-Stein erwiesen: Angemerkt solche Tincturen und Transmutationes oder Verwandlungen nichts anders seynd, als eine concentrierte Extraction des Goldes und (dies) mit keinem Nutzen, sondern großen Schaden geschieht, also daß Muth und Arbeit verloren geht und auch etwas Gold dazu. Es fällt nicht leicht möglich, just soviel zu tingiren, als vorhin des Goldes gewesen, weil von der Tinctur bald da, bald dort was abgeht, verstreut oder verzettelt wird; denn es bleibt bald da, bald dort hin und wieder etwas henken oder ankleben. Wodurch also der Nutz verschwindt."

Die Erfahrungen, die Valvasor in seiner Jugend schon mit diesem Alchemisten, der außerdem ein „Wunderdoctor" gewesen, gemacht, und vielleicht auch die weitere briefliche Verbindung, die er mit dem curiosen Manne fernerhin unterhalten, mögen in ihm gegenüber dem weitest verbreiteten und bis in die höchsten Kreise gedrungenen Irrwahne seiner Zeitgenossen von der Kunst, gewisse Metalle in Gold zu verwandeln, und von dem „Stein der Weisen" die Überzeugung gereift haben, der er dann in der „Ehre des Herzogthums Krain" „auf die Gefahr hin, von so manchem Pseudo-Chymico für einen unwissenden Mann gehalten zu werden", männlichen

Ausdruck gegeben, indem er „sich unterstanden", „öffentlich zu schreiben", dass der „Lapis Philosophorum niemals in der Natur gewest".

Darob, dass Valvasor in seinem Werke das Trügerische und Nutzlose der Alchemisten und Sucher nach dem Stein der Weisen klar und deutlich dargethan, zollt ihm sein gelehrter Mitarbeiter an der „Ehre des Herzogthums Krain", Erasmus Francisci, das höchste Lob und sagt es unumwunden heraus, dass „der Hauptauthor dieses Werkes als ein sachverständiger und in sovielen Wissenschaften hocherfahrener Herr mit dieser seiner ‚Abwarnung' sowol an hohen Häuptern und anderen fürnehmen Herren als auch denjenigen Leuten selbst, die sich des Lapidis vorgeblich rühmen und grossen Herrn dieser ihrer Dunstkunst oder kunstgleissenden Dunst anpreisen, sich keines geringen Dankes würdig gemacht", da er namentlich die hohen Herren dadurch vor den vorsätzlichen Betrügern auf diesem Gebiete sich zu hüten angewiesen habe.

Sosehr Valvasor die Natur geliebt — ward er ja durch seinen Hang zur „Curiosität", durch seinen Hang, die Verhältnisse der Natur zu erforschen, zunächst auf die Berge der Heimat und dann weiter hinaus auf gar weite Reisen und durch diese Reisen zur systematischen Erforschung und Beschreibung der Heimat getrieben; er ist ja auch der erste gewesen, der die schönen Ausblicke und Fernsichten von den heimatlichen Bergen, vom Loibl, [1]) Stou, [2]) Kumberg, [3]) Schneeberg, [4]) Monte Maggiore [5]), begeistert gerühmt und von jedem Orte, von jeder Gegend, wo er es so befunden, die „lustreiche Lage" betont und hervorgehoben, der auf die Herbeiziehung von Fremden zur Bewunderung der Schönheiten und Merkwürdigkeiten Krains bedacht gewesen — sosehr also Valvasor die Natur geliebt, war er nicht minder ein hoher Freund der schönen Künste und der Kunstindustrie, als deren selbstthätiger Förderer er uns fruchtreich entgegentritt.

---

[1]) „Nirgends in einigem Lande einen schöneren Prospect gesehen" (I, IV, 559).

[2]) „Es vergütet dieser Berg seine unfreundliche rauhe Kälte mit einem ausbündig schönen Ausblick" (I, IV, 562).

[3]) „König der Berge", Aussicht bis in die Türkei (I, II, 189).

[4]) Von welchem „Wolkenbohrer" man die Sehstrahlen des Auges über das Meer bis Italien fliegen lassen kann (I, II, 222).

[5]) „Der Berg Učka (Monte Maggiore), der dem Besucher die lustigsten Inseln vor Augen stellet" (I, II, 292). Über diesen Berg schreibt Valvasor noch an anderer Stelle ausführlich, wie „sich Jeder über diesen Berg verwundert, der nur hinaufgekommen", und dass er auch ihm die aufgewandte Bemühung mit seiner Anmuth droben wohl vergnügt hat (I, II, 601).

Aus jedem Blatte seiner verschiedenen Werke grüßt und leuchtet seine Vorliebe für die bildende Kunst, seine eifrige Bethätigung in derselben, denn alles, was Valvasor je ediert hat, ist von Abbildungen begleitet, die, wenngleich nicht auf der Höhe künstlerischer Vollendung stehend, doch in ihrer überwiegenden Mehrzahl von guter Hand herrührend, sich kühn mit den durchgängig guten Productionen ihrer Tage messen können, manchmal aber auch das gewöhnliche Niveau überragen.

Von der Einrichtung einer eigenen Kupferdruckerei auf Schloss Wagensberg und dem Verdienst, das sich Valvasor dadurch um die Heimat erworben, ist bereits oben ausführlicher gesprochen worden.

Wie aber Valvasor, der die Skizzen zu den Bildern in seiner Topographie zum größten Theile selbst nach der Natur entworfen, ein geschickter Zeichner gewesen, so besaß er auch zum Bildhauer ein hohes Talent, wie dies die noch heute den St. Jakobsplatz in Laibach schmückende, formvollendete Marienstatue — sein Werk — beweist. Dieses „von einem Stück gegossene Bild der Mutter Gottes", zugleich „ein Denkmal" der vielseitigen Thätigkeit unseres berühmten Landsmannes, hat er eigener Aufzeichnung zufolge[1]) nach seiner Erfindung formen, bilden und gießen lassen und alles selbst stetig überwacht. „Und zwar," fährt er in der Erzählung hiervon wörtlich fort, „habe ich zum Bilden des kunstreichen Wolf Weißkirchner, Bildhauers zu Salzburg, zum Gießen aber des Laibachischen Glockengiessers Christoph Schlags mich bedient, da es denn hier zu Laibach vor dem Karlstädter Thor in dem Gießhause anno 1681 den 16. December um Mitternacht glücklich ohne einigen Fehler sammt der Kugel in einem Stück, so 8 Werkschuh hoch ist, und auch in einem Guß verfertiget." Die Aufstellung der Statue auf dem St. Jakobsplatze zu Seiten der damaligen Jesuitenkirche — heute Stadtpfarrkirche zu St. Jakob — erfolgte unter großer Festlichkeit der PP Jesuiten am 27. März 1682[2]) im Beisein des Adels, der Rectoren der Jesuitencollegien von Görz, Triest und Fiume und eines zahlreichen Volkes. Die krainische Landschaft, welche die Kosten der Errichtung dieses Denkmals trug, votierte dem Freiherrn von Valvasor für das Werk im offenen Landtage von 1682 den gebürenden Dank, und es sagte der Landesverwalter hierbei wörtlich: „Herr Valvasor hat die Statue mit sonderem Ruhm gegossen, die alle Fremden in Verwunderung setzt,

---

[1]) „Ehre des Herzogthums Krain" (III, XI, 689).

[2]) Diarium Praefecturae Scholarum. Landschaftliches Archiv in Laibach.

und andere Statuen übertrifft. Das Werk wird den Meister viele hundert Jahre loben."[1])

Dass aber diese Statue ein so vollendetes Meisterwerk geworden, erklärt sich auch daraus, dass Valvasor selbst auf dem Gebiete des Erzgusses ein Erfinder von Erfolg gewesen.

Dies geht aus dem Briefe hervor, den Valvasor an Thomas Gale, den Secretär der „Royal Society", 1687 gerichtet, und in welchem er ihm, beziehungsweise der „Königlichen Gesellschaft" sein Verfahren des verfeinerten Erzgusses auseinandergesetzt. Unser Freiherr erklärt in diesem Schreiben, welchem auch eine von seiner Hand verfertigte Zeichnung (in Kupferstich), eine Panstatue mit zugehöriger Gussvorrichtung darstellend, beigegeben war, den englischen Gelehrten und Kunstverständigen die Methode, Statuen aus Metall zu erzeugen, und damit zusammenhangend seine Erfindung, diese Statuen von besonderer Feinheit herzustellen, welche Feinheit bisher noch nicht bekannt gewesen und nicht in der Praxis vorkam. Die Gesellschaft ließ diesen interessanten, ausführlichen Bericht Valvasors aus dem lateinischen Originale ins Englische übertragen zum Verständnisse der Künstler und Kunstindustriellen, die des Lateinischen nicht mächtig.[2]) Aber nicht allein große Statuen aus Erz hatte Valvasor bei dieser neuen Methode im Auge, auch auf die Förderung der Kunstwerke en miniature war er bedacht und hatte dafür in seinem Verfahren bestens vorgesorgt; ja er gab auch Winke wegen besserer Anfertigung von Gipstypen.

Seine hohe Vorliebe für die Kunst geht übrigens aus zahlreichen Stellen seiner „Ehre des Herzogthums Krain" hervor, wo er auf die noch da und dort im Lande bewahrten kostbaren Kunstwerke, Gemälde von Tizian,[3]) Tintoretto,[4]) Almanak[5]) u. a., Statuen, Stuccoarbeiten u. s. w., in der Landeshauptstadt, auf den Schlössern Ainöd, Billichgratz, Ehrenau, Hilzeneck, Nadlischek u. a. zu sprechen kommt. Traurig um die Kunst scheint es ihm aber bestellt, „wo Kunstwerke vom Anschauen und Bewunderern verlassen sind", wie er bei Anführung der Thatsache ausruft, dass auf einem knapp bei Laibach gelegenen Schlosse (Kaltenbrunn) die dort befindlichen kost-

[1]) Landtagsprotokolle der krainischen Landschaft, Bd. XXX, Fol. 357. Landschaftliches Archiv in Laibach.

[2]) Archiv der „Royal Society". Beide Berichte werden in meiner umfassenden Biographie Valvasors zum wörtlichen Abdrucke gelangen.

[3]) Schloss Senoschetsch.

[4]) Rudolfswerth.

[5]) Stroblhoff, Thurnigg.

baren Gemälde zugrunde gehen, „denn die liederliche Verwahrlosung der anhero gesezten Pfleger und Verwalter, bey denen die Silberfarbe und Rechnungen der Aufsicht und Fürsorge allein genießen, erweiset der Kunst schlechte Gunst“.[1])

Wie Valvasor über die Musik gedacht und deren Wirkung empfunden, geht aus einer Stelle seines Hauptwerkes[2]) hervor, wo er im Anschlusse an seines Mitarbeiters Erasmus Francisci vorgebrachte Meinung, dass „die Croaten weder durch die Proportion noch durch die Melodie eines Liedes vor anderen Liedern, sondern vielmehr durch die von Alters her immerzu geübte Weise und Gewohnheit zum Tanze gleichsam genöthigt werden, wann sie die ihnen bekannte Melodie hören“, Folgendes bemerkt:

„Ich habe dergleichen an meiner eigenen Person empfunden. Denn ob ich gleich in manchem Lande manche Musik und musikalische Instrumenten angehört, bin ich doch bey allen allezeit gantz traurig und melancholisch gewest, ausbenommen wenn eine einige (einzige) Melodei, welche in Italien gantz gemein, auch in Teutschland und anderen Ländern wol bekannt ist, erschallte. Dann wenn ich dieselbige höre, so werde ich ganz fröhlich, ja dermassen erfreut, daß ich mich mit harter Mühe des aufhüpfens oder springens enthalte, gleichwie mir indessen doch das Hertz gleichsam im Leibe hüpfft. Und ich glaube, wann dieser Ton oder Melodey recht vollkommlich, nach meinem Humeur proportionirt wäre, so würde ich mich des Aufspringens und Hüpfens unmöglich erwehren können. Dieses widerfährt mir aus keiner Gewohnheit, sondern recht sympathetice aus einer rechten Proportion des Gesanges zu meinem Humeur. Diesemnach dörffen nicht alle Krabaten nach der Melodey ‚Tonanina etc‘. hüpfen, springen und tanzen, sondern allein diejenigen, welche mit diesem Thon, Melodey und Schall einen gleich proportionirten Humeur haben.“

Valvasors Stellung zur technischen Wissenschaft endlich kennzeichnet vor allem sein für das Zeitalter, in dem er wirkte, kühn zu nennendes Project, an dem mächtigen, Krain von Kärnten trennenden Loiblberge und zwar an dem Fuße desselben einen Tunnel zu bohren, welches Project vollkommen ausgearbeitet vorgelegen, und dessen Ausführung nur an der Dazwischenkunft der eben grassierenden Pestseuche scheiterte.

---

[1]) „Ehre des Herzogthums Krain“, Band III, Buch XI, S. 295.

[2]) III, XI, 62.

Doch hören wir den „Herrn Hauptauthor" selbst über den Gegenstand sprechen! Er sagt in dem ersten Theile seiner „Ehre des Herzogthums Krain" [1]) darüber Folgendes: „Vor etlich wenig Jahren war ich gewillet, unten im Grunde (des Berges Loibl, wo an der Spitze ein Durchschlag war gemacht worden) ein Loch durchzubrechen, dadurch man hätte reiten und fahren können, hatte es auch schon abgemessen. Das Loch sollte bei St. Anna sein hineingegangen und auf der anderen Seiten des Berges bei St. Leonhard herauskommen und also schnurgerad vom Ein= zum Ausgange zielen; aber die damals einreißende Wienerische Contagion oder Pestilenzseuche machte es hinterstellig. Denn ich verlangte für meine Mühe und Unkosten von Ihrer Keyserlichen Majestät einen ewigen Zoll nebenst einer gewissen Beihilfe, welcher Zweck aber bey so trübseligen und gesperrten Zeiten der Contagion nicht zu erreichen war. Sonst wäre es wol ein gemeinnütziges Werk und jedwedem damit merklich gedient gewesen: weil man jährlich auf die Ausbesserung der Strassen ein Ehrliches wenden muß, auch zu Winterszeiten offt viel Leute darin verbleiben (ihren Tod finden), wann die Lanen (Lawinen) herunter schießen, das ist, wann der Schnee oben los wird und herunter rutscht" (welche Erklärung Valvasor, der Bewohner eines Alpenlandes, zu näherem Verständnisse auswärtiger Leser anfügt). „Man hat," so schließt er seine wenngleich kurze, so doch viel enthaltende Notiz über das leider nicht zustande gekommene Tunnelproject mit der weiteren motivierenden Erwägung, „zwo Meilwegs über den Berg, eine hinauf, die andere hinunter: Also aber hätte man durch den Berg ein halbviertel Meil."

Die österreichische Jagdgesetzgebung.

Von George Deutsch.

Brünn.

Wie überall, so war in der ältesten Zeit auch in den Ländern, welche gegenwärtig die österreichisch=ungarische Monarchie bilden, die Jagd jedermann freigestellt. Ein solcher Zustand entspricht eben ganz genau dem im Menschen liegenden Triebe, alle diejenigen Objecte als gemeinschaftliches Eigenthum zu betrachten und zu benützen, welche ohne Zuthun des Menschen von der Naturkraft hervorgebracht werden.

[1]) I, II, 170 f.

Die Erinnerung an diese Zeit lebt noch in den Völkern und wird unvertilgbar in denselben fortleben, solange neben dem, was der menschliche Fleiß hervorbringt, auch noch freiwillige Gaben der Natur vorhanden sind. Wer sich durch die Vermuthung tief gekränkt fühlen würde, dass er fähig sei, den unbedeutendsten Wert aus einem fremden Hause wegzutragen, trägt gar kein Bedenken, Wild auf fremdem Jagdgebiete zu erlegen, Holz in fremden Forsten zu fällen und sein Vieh auf fremde Weiden zu treiben.

Die Jagdfreiheit hörte auf, als der Bürger innerhalb der schützenden Mauern der Städte die möglichste Sicherheit gegen die damalige Unsicherheit der öffentlichen Verhältnisse suchte, der Bauer in das Joch der Leibeigenschaft gepresst wurde und nur der Adel der herrschende und privilegierte Stand war, welcher auch das Jagdrecht ausschließlich für sich in Anspruch nahm. Die in den verschiedenen österreichischen Ländern erschienenen Verfügungen hinsichtlich der Jagd verfolgen daher auch die Tendenz, dieses Privilegium zu schützen, wenngleich zuweilen Versuche gemacht werden, die unbeschränkte Ausdehnung und Ausnützung der Berechtigung nach Thunlichkeit einzuengen.

Schon Kaiser Max I., der kühne Jäger, erließ für Niederösterreich einige Bestimmungen bezüglich der Jagd, und sein Enkel Ferdinand I. ernannte einen Oberstlandjägermeister und einige Commissäre, deren Aufgabe dahin gieng, die Vorfälle und Beschwerden, welche die Schädigung des Wildes und Holzes in Niederösterreich betrafen, zu untersuchen und nach gepflogenem Verfahren ihr Erkenntnis zu fällen.

Unter der Regierung Maximilians II. wurde von den Ständen des Landes ob der Enns, dem Prälaten-, Herren- und Ritterstande, im Jahre 1568 wegen des Reisgejägds, d. i. der kleinen oder niederen Jagd, bezüglich welcher sich Irrungen eingeschlichen hatten, ein Vergleich geschlossen. In diesem Vergleiche wurden Bestimmungen über die Jagdzeit getroffen, und die Jagd auf Füchse vor Michaelis wurde untersagt, wobei man wahrscheinlich die Qualität des Pelzes berücksichtigte. Auch wurde ein Unterschied zwischen hoher und niederer Jagd gemacht und die erste, zu der man Hirsche, Wild, Bären und Schweine rechnete, Wildbahn, die andere aber Reisgejägd genannt. Zur Verhütung der Ausödung der Wildbahn wurde alles Abschrecken, Wahnsössen, Selbstgeschoss, Fällbaum, Zäune, Schnüre, Gitter, Gugeln, Wißbaum und andere ungebürliche Weidmannschaft untersagt und nur für wilde, schädliche Thiere, von denen namentlich Bären, Wölfe und Luchse genannt sind, erlaubt.

Maximilian II. führte mittelst der Jagdordnung vom 30. Mai 1575 in Ober- und Niederösterreich eine vollständige Reform der Land- und Hofjägerei durch, welche von Wichtigkeit war, da gemäß den Privilegien aus den Jahren 1156, 1228, 1245, 1442 und 1530 ein großer Theil der Jagdbarkeit in beiden Ländern dem Erzhause Österreich gehörte. Man verdankt die Kenntnis dieser Jagdordnung, welche einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte des österreichischen Jagdwesens und namentlich ein interessantes Bild von dem damaligen Zustande der Hofjagd liefert, dem mährischen Landeshistoriographen Dr. Beda Dudik, welcher dieselbe in einem Papiercodex des Nikolsburger Schlossarchives auffand und veröffentlichte.

Im Eingange dieser Jagdordnung sagt der Monarch, er habe die Überzeugung gewonnen, dass in dem Hof- und Landjagdwesen sehr bedenkliche Unordnungen, Mängel und Gebrechen eingerissen seien, verschiedene kaiserliche Reviere entweder dem Besitze des Hofes gänzlich entzogen oder durch die Holz- und Weidenutzungen seitens der Unterthanen verwüstet wurden, die Forstmeister und Forstknechte ihren Dienst vernachlässigten, mit den Geldern übel hausten und daher dem Hofe nur Schaden zufügten. Um diesen Übelständen ein Ende zu machen, wurde die Reform eingeführt, und es erhielten die Oberstlandesjägermeister den Auftrag, sich genauestens nach den erlassenen Vorschriften zu richten.

Die Jagdordnung behandelt in ausführlicher Weise die Competenz des Oberstlandjägermeisters, die Besoldung der Jäger, die Fütterung der Jagdhunde, die Berechtigung zum Jagen und die Bestrafung der Wildschützen.

Da sich das Verfahren gegen die Wildschützen wesentlich von der grausamen Procedur unterscheidet, welche in anderen Ländern üblich war, und ein beredter Zeuge der humanen Anschauungen ist, von denen die österreichische Regierung sich schon damals leiten ließ, so mögen die wichtigsten diesfälligen Bestimmungen der Jagdordnung hier ihren Platz finden.

Vor allem wird constatiert, dass der Erfahrung gemäß sich die bisherigen Vorschriften als ganz unzureichend erwiesen hätten, dem Wildfrevel ein Ende zu machen, im Gegentheile sei in wenigen Jahren der Wilddiebstahl in den kaiserlichen Forsten so emporgekommen, dass an manchen Orten nicht bloß das Wild gänzlich ausgerottet wurde, sondern auch mehrere Forstleute durch Wildschützen ihren Tod gefunden hätten, daher es nothwendig geworden sei, ernstliche Maßregeln zu ergreifen.

Hinsichtlich der Bestrafung der Wildschützen wurde darauf hingewiesen, dass nicht bloß Edelleute, sondern auch Städte und Märkte, namentlich Wien, sich geweigert hätten, ihre Bürger und Unterthanen in den Auhof gestellig zu machen, weil darin eine Schmälerung der ihnen zustehenden Jurisdiction gelegen wäre, und es wurde daher angeordnet, dass von nun an jedermann ohne Ausnahme verpflichtet sei, über Verlangen des Landjäger- oder Forstmeisters seine Unterthanen und Bürger, welche des Wildbretschießens oder des Kaufes von widerrechtlich erlegtem Wildbret oder der Mitschuld an einer dieser Handlungen beschuldigt oder verdächtig waren, behufs ihrer Verantwortung und eventuellen Bestrafung im Auhofe gestellig zu machen; auch wurde den Edelleuten, Städten und Märkten die bisher ausgeübte Bestrafung der Wildschützen als ihnen nicht zustehend bei Strafe untersagt, und es waren die Übertreter dieses Verbotes dem Oberstlandjäger- oder Forstmeister anzuzeigen.

Der auf frischer That ergriffene Wilddieb war sogleich in Haft zu nehmen; gelang ihm die Entweichung und die Flucht in seinen Wohnort, so war von der betreffenden Grundobrigkeit seine Auslieferung zu verlangen, wurde die Herausgabe verweigert, so hatte der Jägermeister oder, wenn dieser abwesend war, der Forstmeister den Vorfall dem Kaiser oder in dessen Abwesenheit der Regierung zu melden, damit die nöthigen Verfügungen getroffen werden konnten.

Die in Haft genommenen Raubschützen waren von dem Oberstjägermeister oder dem Forstmeister zu verhören, und über die Verhandlung war ein ordentliches Protokoll aufzunehmen. Wer überwiesen wurde, dass er drei Jahre hindurch gewildert habe, musste nach Abbüßung der ihm zuerkannten Strafe und Ersatz der Gerichtskosten die ihm gehörigen Gründe verkaufen, denn es wurde ihm das Aufenthaltsrecht in den österreichischen Erbländern entzogen.

Die Gehilfen der Raubschützen, welche ihnen Büchsen oder andere Geschosse liehen und einen Antheil der Beute erhielten oder von ihnen die Häute des erlegten Wildes kauften und dies zwei oder drei Jahre fortgesetzt hatten, waren zu einer Geldstrafe zu verurtheilen und durften sich in einem Umkreise von sechs Meilen um die kaiserlichen Forste herum nicht aufhalten; im Wiederholungsfalle waren solche Individuen zu Leibesstrafen zu verurtheilen.

Wenn ein Wildfrevler von dem Raubschießen nicht abgieng und das zweite- oder drittemal hierbei betreten wurde, so waren die ledigen

Personen auf die Galeeren abzugeben, die verheirateten dagegen in anderer Weise ernstlich zu strafen.

Schließlich ist von der in Rede stehenden Jagdordnung noch zu bemerken, dass sie die Jagd ausschließlich als Vorrecht des Adels erklärte und den gemeinen Leuten nur das Vogelstellen gestattete.

Rudolf II. bestätigte im Jahre 1581 den bereits erwähnten Vergleich der oberösterreichischen Stände wegen des Reisgejägds.

Unter der Regierung Ferdinands II. erschien im Jahre 1626 ein Patent, die Hofotternjagd in Innerösterreich betreffend, und ein Jahr später eine Reißgejaidsordnung für Oberösterreich, vermöge welcher nur jene dieser Jagd obliegen durften, welchen ein Edelmannssitz gehörte.

Unter der Regierung Ferdinands III. erschien die Jägereiordnung vom Jahre 1641. Die Jägerordnung Leopolds I. vom Jahre 1676 hat hauptsächlich den Wilddiebstahl und dessen Bestrafung zum Gegenstande und enthält nur einige ökonomische Regeln; vieles war auch in der fünf Jahre früher erschienenen Polizeiordnung für Österreich ob und unter der Enns enthalten. Eine allgemeine Jagdordnung für Niederösterreich wurde unter Leopold I. im Einvernehmen mit den drei obersten Landständen am 30. März 1701 kundgemacht.

Unter Josef I. erschien die Jagdordnung vom 1. August 1709, welche aber gleich ihren Vorgängern hauptsächlich die landesfürstlichen Jagdgerechtsame behandelte.

Unter der Regierung Karls VI. herrschte auf dem Gebiete der Jagdgesetzgebung eine lebhafte Thätigkeit; es erschienen Jagdpatente für Niederösterreich vom 10. März 1712 und 17. Juli 1728, die Jagd- und Reisgejagdsordnung für Oberösterreich vom 24. November 1727, die Jagdgesetze für Mähren vom 30. April 1715 und für Böhmen vom 15. Februar 1726 und vom 16. August 1732. Alle diese Gesetze bestimmten das Verhältnis des Jagdrechtes zwischen dem Berechtigten und dem Waldeigenthümer, die Hegung des Wildes nach Weidmannsart und das Ausmaß der allfälligen Robot.

Um den Geist der damaligen Gesetzgebung zu charakterisieren, seien hier die wichtigsten Bestimmungen der mährischen Jagdordnung vom 30. April 1715 angeführt.

In dieser Jagdordnung war die Fällzeit der verschiedenen Wildgattungen bestimmt, die Errichtung von Wolfsgruben, das Legen von Eisen und Büchsen, der Selbstfang des Wildes verboten; nur in sehr großen und gebirgigen, von wenigen Landstraßen durchzogenen Wild-

bahnen durften geschlossene Wolfsgruben, an solchen Stellen einer großen Wildbahn, welche sich außerhalb des Wechsels des Wildes und der Straßen befanden, mit Genehmigung der Kreishauptleute und Zustimmung des Tribunales derart Wolfsgruben angelegt werden, dass sie bloß einen für anderes Wild nicht zugänglichen oder übersetzbaren Ein- und Zutritt haben mussten, um und um verhackt und vermacht und mit einem im ganzen Lande bekannten Zeichen versehen zu sein hatten. Die Verwendung kleiner Legeisen zum Fange kleiner Raubthiere, der Füchse, Marder, Iltisse und Dachse, war gestattet, dagegen das Schlingenlegen verboten.

Auf der freien Landstraße und an den von Wildbahnen entfernten Orten und Grenzen war den Bewohnern gemäß den Bestimmungen der Landesordnung die Beibehaltung einiger Schusswaffen gestattet, jedoch bei verdoppelter Strafe im Falle des Missbrauches, den Besitzern entlegener Mühlen und den Weinbauern, letzteren namentlich zur Hütungszeit, nur ein ungezogener Mittelcarabiner erlaubt.

Die Marktmeister und die magistratischen Inspectoren, welchen die Beaufsichtigung der Lebensmittelmärkte oblag, hatten den Verkauf gestohlenen Wildbretes hintanzuhalten, und es war dieser Verkauf, wenn er seitens der Wildbrethändler wissentlich geschah, zu bestrafen.

Das Garnjagen durfte nur nach Recht und in der hierfür bestimmten Zeit stattfinden; das Anlocken und Vertreiben des Wildes durch Klopfen, Trommeln oder Malzschütten an der Grenze einer fremden Wildbahn war ausdrücklich verboten. Die Obrigkeiten waren angewiesen, das kleinere Weidwerk derart zu betreiben, dass es nicht gänzlich eingieng.

Wer die Jagdgerechtigkeit nicht besaß, durfte die Jagd nicht betreiben und hatte sich auch des Jagens auf fremdem Grunde und Boden zu enthalten; Pächtern und Wirtschaftsbeamten, welchen das Jagen von ihren Herrschaften nicht ausdrücklich erlaubt war, und allen unadeligen Personen überhaupt war das den Ständen auf ihrem Territorium allein zustehende Jagdvergnügen unter Androhung einer Geldstrafe von hundert Thalern untersagt.

Um das Ansehen des Jagdpersonales der Stände zu heben, wurde ein Jahr später, nachdem das Jagdpatent kundgemacht worden war, nur den Obrigkeiten und Standespersonen gestattet, sich grün zu kleiden und das Hifthorn und den Hirschfänger anzuhängen. Kein Jäger durfte ohne vorhergehende ausdrückliche Bewilligung seiner Obrigkeit jemand aufnehmen, noch weniger aber auslernen lassen, und die Obrigkeiten sollten

darauf sehen, dass nicht unerfahrene, sondern kundige Individuen als Jäger freigesprochen würden.

Die Untersuchung der Übertretungen des Gesetzes sollte eine summarische, von allen Weitläufigkeiten sich fernhaltende sein; für diesen Zweck wurde eine eigene Commission bestellt, deren Mitglieder die Stände vorschlugen und der Kaiser bestätigte, die Urtheilsschöpfung blieb aber dem königlichen Tribunale vorbehalten, gegen dessen Entscheidung ein Recurs nur an den Monarchen offen war, und die gefällten Urtheile hatten die Kreishauptleute zu vollstrecken.

Da aber der Wildfrevel in den obrigkeitlichen Gehegen so sehr überhandnahm, dass das Jagd- und Wildbahnregal merklich verletzt und geschmälert wurde und das Jagdpersonal seines Lebens nicht mehr sicher war, sah sich Kaiser Karl VI. zu strengeren Maßregeln genöthigt. Er könnte zwar, sagt der Monarch, derlei auf den Müßiggang und ein strafbares Luderleben sich verlegende Umherschweifer gleich für vogelfrei erklären, vorläufig wolle er aber die königliche Appellation in Prag anweisen, mit aller Schärfe, nach Umständen mit Leibes- und Lebensstrafen gegen derlei Wilddiebe zu verfahren. Die Besitzer von Wirts- und Gasthäusern, die Ortsobrigkeit und Herrschaften, mit der Verpflichtung der nachbarlichen Hilfeleistung, wurden zur Mitwirkung gegen Wilddiebe und Raubschützen bestimmt. Die Nothwehr des Jagdpersonales erhielt zwar eine gewisse Begrenzung, weil sich aus der Erfahrung ergeben hatte, dass unter dem Vorwande der Nothwehr unschuldige und aus Unkenntnis der Wege und Straßen irrthümlicherweise in ein Gehege eingetretene Personen von den Forstbediensteten getödtet worden waren, jedoch konnte sich der Jäger nach Umständen durch Ablegung eines Erledigungs- oder Reinigungseides vor einem competenten Gerichte von jeder weiteren Untersuchung und Bestrafung befreien.

Auch unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia wurde der Jagdgesetzgebung eine besondere Aufmerksamkeit und Pflege zugewandt.

Jagdpatente erschienen für Niederösterreich am 4. Jänner 1741 und 28. August 1743 und für Mähren am 12. November 1751.

Einen nicht unbedeutenden Theil der Theresianischen Jagdgesetzgebung bildeten die Verordnungen gegen die Wildschützen. Obwohl in dieser Richtung bereits die Verordnungen vom 23. März 1534, 24. October 1548, 13. Mai 1549, 30. April 1570, 5. Mai 1704, 6. September 1720 und 12. Jänner 1728 erschienen waren, folgten

nunmehr in rascher Aufeinanderfolge die Patente vom 23. Juli 1749, 14. October 1750, 23. December 1752, 13. Februar, 22. November und 16. December 1755, 9. August 1758, 11. April 1760 und 1. September 1770.

Die Wildschützenpatente aus der Theresianischen Zeit begnügen sich jedoch nicht mit Strafandrohungen, sondern suchen auch diesem Unwesen möglichst vorzubeugen.

Schon die Verordnung vom 9. Februar 1741 bestimmte, dass ein Bauer oder Knecht unter keinerlei Vorwand ein Gewehr kaufen oder halten dürfe, vielmehr alles Schießgewehr abzuliefern sei, auch der Ankauf von Pulver und Blei wurde den Unterthanen verboten, und die Wirtschaftsbeamten wurden angewiesen, die Beobachtung dieser Vorschriften zu überwachen.

Mittelst des Patentes vom 26. Juni 1753 wurde behufs des gänzlichen Abstellens der überhandgenommenen Jägerei in allen Provinzen den Bürgern ohne jede Ausnahme und deren Söhnen das Jagen untersagt und wurden die Übertreter dieses Verbotes ohne Rücksicht darauf, ob sie ein städtisches Amt bekleideten oder nicht, das erstemal mit Bürgerarrest in der Dauer von vier Wochen und dem Verluste des allfällig bekleideten Amtes, das zweitemal mit gewöhnlichem Gefängnisse bedroht, im Falle weiterer Übertretungen waren sie im Bürgerbuche zu streichen, und es war ihnen das Bürgerrecht zu entziehen; besaßen sie letzteres nicht, so hatte ihre Ausweisung aus der betreffenden Stadt zu erfolgen.

Das Hofrescript vom 22. September 1753 verordnete, dass in Böhmen kein Jäger jemand zur Jägerei annehmen, noch weniger aber auslernen lassen dürfe, ohne hierzu die Bewilligung der Obrigkeit erhalten zu haben, welche bei Ertheilung derselben auf den Bedarf und die Fähigkeit des Freisprechenden zu sehen hatte, auch durfte kein bediensteter Jäger bei Strafandrohung einem vacierenden Jäger einen Unterstand gewähren. Vacierende Jäger, welche mit einem Gewehre versehen außerhalb der Landstraße angetroffen wurden, waren als Raubschützen anzusehen und ihre letzten Dienstzeugnisse behördlich zu prüfen; waren solche Individuen ein Jahr lang dienstlos, oder konnten sie sich mit keinem Zeugnisse oder anderen Urkunden ausweisen, so waren sie im Falle der Tauglichkeit als Recruten abzustellen, sonst aber als Vagabunden zu behandeln.

Da ungeachtet der ergangenen Verordnungen der Wildfrevel nicht bloß von ansässigen Unterthanen, sondern auch von liederlichen

Inleuten und von unbeschäftigten Jägerjungen und Handwerksgesellen ungescheut betrieben wurde, so erfolgte die Erneuerung und Verschärfung der diesbezüglichen Bestimmungen.

Die Verordnung vom 13. Februar 1754 normierte, dass dienstlose Jäger und alle vagierenden Personen, welche außerhalb der Landstraßen oder anderer sonst gewöhnlichen Wege angetroffen wurden und nicht nachweisen konnten, was sie daselbst zu thun hatten, als verdächtige Wildschützen der Obrigkeit zu übergeben seien, welche sie eine Zeitlang im Arreste zu verwahren, bei öfterem Betreten aber einen Bericht an die Landesstelle zu erstatten hatte.

Wenn vacierende Jägerjungen oder bereits abgestrafte Raubschützen außerhalb der gewöhnlichen Wege mit Schießwaffen angetroffen wurden, so waren sie zur Festungsarbeit in Eisen auf die Dauer von vier Jahren zu verurtheilen.

Den Jägern war nicht erlaubt, jemand ohne obrigkeitliche Bewilligung zur Jägerei in die Lehre zu nehmen, noch weniger auslernen zu lassen und wehrhaft zu machen, ebenso war es unter Strafandrohung verboten, dienstlose Jäger ohne Anzeige in Unterstand aufzunehmen, sondern solche Individuen, welche sich auf das Herumstreifen verlegten, waren entweder als Recruten abzustellen oder in ihre Heimat abzuschieben. Auch hatten dienstlose Jäger den Hahn von ihrem Gewehre abzuschrauben.

Da die Raubschützen nach überstandener Strafzeit sich wieder auf den Wildfrevel verlegten und durchschnittlich für den Militärdienst geeignet waren, so hatte schon die Verordnung vom 12. August 1751 den Obrigkeiten bewilligt, einen solchen Wilderer als Recruten abzustellen, statt ihn zu strafen.

Was die Bestrafung der Wilderer betrifft, so verordnete das Wildschützenpatent vom 22. November 1752, dass alle gewerbsmäßigen Raubschützen gleich den Dieben zu behandeln und auf die Dauer von zwei bis vier Jahren zur Schanzarbeit in Eisen nach Peterwardein zu transportieren seien. Wenn jemand kein professionsmäßiger Raubschütze war, jedoch ein größeres Stück Wild erlegt hatte, so war er zur Festungsarbeit in Eisen in der Dauer von vier bis sechs Monaten zu verurtheilen, bei öfterem Betreten aber des Landes zu verweisen, und den Hehler hatte nach Maßgabe der obwaltenden Umstände dieselbe Strafe zu treffen. Der wissentliche Käufer des gestohlenen Wildbrets oder der Wilddecken und Häute war das erstemal ohne Rücksicht darauf, ob er dem geistlichen oder weltlichen Stande angehörte, zu

einer Geldstrafe von hundert Gulden, bei öfterem Betreten aber zur Zahlung des drei- und vierfachen Betrages zu verurtheilen, wovon zwei Drittheile dem Anzeiger zufielen; in Ermangelung eines Vermögens waren gemeine Leute zu öffentlichen Arbeiten zu verhalten. Bei Verwundung oder Ermordung eines Jägers durch Raubschützen war das strafgerichtliche Verfahren einzuleiten. Wer einen Wilderer oder einen Hehler oder einen Käufer gestohlenen Gutes anzeigte, hatte eine Remuneration von dreißig Gulden aus den Jagdstrafgeldern zu bekommen.

Gemäß den Bestimmungen der Verordnung vom 13. Februar 1754 waren diejenigen Wildschützen, welche das erstemal ein großes Stück Wild erlegt hatten und nicht als gewerbsmäßige Raubschützen erklärt werden konnten, zu einer zweijährigen Festungsarbeit in Eisen anzuhalten und nicht nur aus der Wildbahn, in der sie gefrevelt, sondern auch auf eine Entfernung von vier Stunden von derselben abzuschaffen, wenn sie dem Inlande angehörten; nicht im Lande geborene, namentlich herumvagierende fremde Personen waren das erstemal zur Schanzarbeit auf einer ungarischen Festung anzuhalten und aus dem ganzen Lande abzuschaffen, falls sie wieder dahin zurückkehrten, hatte die Bestrafung im doppelten Ausmaße zu erfolgen.

Jene Wildschützen, welche schon eine geraume Zeit gewildert hatten, deshalb bereits abgestraft wurden und daher als professionsmäßige Raubschützen zu betrachten waren, ferner die vacierenden, namentlich aber die im Dienste befindlichen Jägerjungen, die beiden letzteren schon im ersten Betretungsfalle, waren auf eine ungarische Festung abzugeben und nach ihrer Entlassung aus dem ganzen Lande abzuschaffen. Wenn ein solcher Raubschütze in die k. k. Erbländer zurückkehrte, so war er, falls er im Lande geboren war oder sich zehn Jahre ununterbrochen daselbst aufgehalten hatte, noch schärfer zu bestrafen, bei mehrmaligem Betreten zur Festungsarbeit auf die Dauer mehrerer Jahre nach Temesvár abzuliefern, und wenn er wegen seiner Besserung entlassen wurde, ihm die Rückkehr in die Erbländer nicht mehr zu gestatten; jene Wildschützen, welche nicht in den Erbländern geboren waren, mussten nach abgebüßter Strafe als Müßiggänger mit der Drohung in ihr Vaterland abgeschafft werden, dass sie bei einer eventuellen Rückkehr in beständiger Festungsarbeit festgehalten werden würden.

Diejenigen Wildschützen, welche das erstemal kleineres Wild schossen, Fallen und Eisen legten, Maschen und eiserne Zähne auf die

Hasen richteten, dem Wilde muthwillig einen schädlichen Fraß streuten oder aber dasselbe vergifteten, waren zu sechsmonatlicher Festungshaft zu verurtheilen. Wer die Auffindung versprengten Wildes nicht dem Ortsjäger anzeigte, sondern dasselbe für sich behielt, war besonders zu bestrafen.

Solche Wildschützen, welche sich dem Forstpersonale mit Worten widersetzten, waren nach Maßgabe der Umstände noch schärfer zu strafen; drohten sie mit Anwendung der Waffe, feuerten sie ihr Gewehr ab, oder ließen sie sich andere Thätlichkeiten und Verwundungen zuschulden kommen, so war gegen dieselben in der schärfsten Weise vorzugehen, und sie waren nach den Vorschriften der peinlichen Halsordnung zu bestrafen, es mochte ihre Handlungsweise nur eine Beschädigung oder aber gar den Tod des Bedrohten zur Folge gehabt haben.

Jene Wildschützen, welche mit angestrichenem oder sonst vermummtem Gesichte und in nicht kennbarer Kleidung in den Wäldern herumstreiften, daher unerkannt dem Wilde nachstellten, waren das erstemal, wenn sie auch nichts geschossen hatten, zu zwei, das zweitemal zu vier und bei öfterem Betreten zu sechs Jahren öffentlicher Arbeit in Eisen auf einer ungarischen Festung zu verurtheilen.

Wenn Wildschützen ihre Genossen, Mithelfer, Hehler und Käufer anzugeben sich weigerten, so waren sie zur Anhaltung im Arbeitshause zu verurtheilen, und es war ihnen kein Umgang oder Gespräch mit den übrigen Häftlingen zu gestatten, bis sie bezüglich der angegebenen Personen die Wahrheit bekannten, erst dann waren sie wegen des Wilderns zu strafen.

In dem Hofrescripte vom 22. November 1754 wurde verordnet, dass Wildschützen, mit angestrichenem oder vermummtem Gesichte oder in nicht kennbarer Kleidung betreten, dann diejenigen, welche schon zweimal wegen verübten Wilddiebstahles bestraft worden waren oder sich in welcher Weise immer den Jägern widersetzt hatten, sammt ihren Gattinnen und denjenigen Kindern, welche sich nicht durch eigene Arbeit ihr Brot verdienen konnten, nach Ungarn auf die Cameralherrschaften übersetzt, in ihrer Heimat von Haus und Hof abgestiftet und an keinem Orte in den Erbländern geduldet werden sollten. Wenn durch die Widersetzlichkeit eines Raubschützen die Verwundung oder gar der Tod eines Jägers erfolgte, so war gegen den Thäter, ohne auf die erwähnte Transportierung einzugehen, der ordentliche Criminalprocess einzuleiten und derselbe nach Umständen zum Tode zu verurtheilen.

Das Patent vom 1. September 1770 milderte die bisher üblichen Strafen der Wildschützen und machte einen Unterschied, ob der Frevel hohes oder niederes Wild betraf; im ersten Falle war eine Zuchthausstrafe von höchstens fünf Jahren, im anderen Falle aber höchstens eine dreimonatliche Arreststrafe zu verhängen.

Dem Jagdpersonale war ein ausreichender Spielraum zur Vertheidigung gegen die Wildschützen eingeräumt, denn das Hofrescript vom 22. November 1754 gestattete den Jägern in dem Falle, wenn ein mit Feuergewehr versehener Wildschütze betreten wurde und sich auf das Anrufen nicht sogleich ergab, sondern zur Wehr stellte, ohne Abwarten des ersten Schusses auf solche vermessene und boshafte Leute selbst zu schießen.

Unter Maria Theresia hatte sich übrigens die landesfürstliche Wildbahn verringert, denn die erhabene Frau veräußerte am 28. November 1740 dieselbe in Oberösterreich und in Steiermark, und nur in Niederösterreich, namentlich im Umkreise der Stadt Wien, blieb der Landesherr im Besitze eines bedeutenden Jagdbezirkes.

Eine vollständige Umänderung in den bisherigen Grundsätzen der Jagdgesetzgebung trat mit dem Jagdpatente Josefs II. vom 28. Februar 1786 ein, welches am 21. August desselben Jahres in den ungarischen Ländern eingeführt und am 13. August 1807 im jüngeren Theile Galiziens kundgemacht wurde. Dieses Jagdpatent wurde auch im Auslande hochgehalten und namentlich in dem bekannten Staatslexikon von Rotteck und Welker besonders vortheilhaft beurtheilt.

Die Tendenz des Jagdpatentes lässt sich aus folgenden Bemerkungen desselben entnehmen: „Die Jägerordnungen von 1728 und 1743 sind bereits durch verschiedene nachgefolgte Verordnungen in vielen Stücken abgeändert, überhaupt aber dem dermaligen Begriffe vom Eigenthumsrechte nicht mehr angemessen.

Wir sehen uns daher bewogen, alle vorhergehenden, in Ansehung der Jägerei erflossenen Verordnungen hiermit aufzuheben und in gegenwärtiges Gesetz alles dasjenige zusammenzufassen, was auf der einen Seite den Jagdeigenthümern den billigen Genuss ihres Rechtes zu erhalten, auf der anderen Seite aber dem allgemeinen Feldbau die Früchte seines Fleißes gegen die ungezügelte Jagdlust sicherzustellen fähig sein kann."

Trotz der Abneigung des Kaisers gegen Standesprivilegien blieben Bürger und Bauern durch dieses Gesetz von dem Kaufe oder der Pachtung einer Jagdbarkeit ausgeschlossen, da ihnen dadurch

nur Gelegenheit gegeben würde, Wirtschaft und Gewerbe zu vernachlässigen.

Die Bestimmungen bezüglich der Bestrafung der Wildschützen waren milder als früher. Das Fangen oder Schießen fremden Wildes wurde als Diebstahl erklärt, daher die Wildschützen gleich anderen Dieben von den competenten Gerichten nach den Criminalgesetzen zu behandeln waren. Jeder Hehler oder Unterstandsgeber eines ihm bekannten Raubschützen war einzuziehen und dem Gerichte zu überliefern und der wissentliche Käufer gestohlenen Wildbrets zu bestrafen, dagegen hatte der Jagdinhaber, welchem die für Übertretungen der Jagdgesetze in seinem Bezirke verhängten Geldstrafen zufielen, dem Anzeiger eines Wildschützen zwölf, dem Einbringer eines solchen aber fünfundzwanzig Gulden als Belohnung auszubezahlen. Haussuchungen waren nur durch die Obrigkeiten und die Richter, niemals aber durch die Jagdinhaber oder ihre Jäger vorzunehmen und Bauern nicht zu Geldbußen, sondern zu körperlichen Strafen zu verurtheilen. Wenn sich ein bewaffneter Wildschütze auf Zureden der Jäger nicht ergab, sondern zur Wehr stellte, so war letzteren der Selbsterhaltung wegen gestattet, auf denselben zu schießen.

Von besonderer Wichtigkeit war die Anordnung des Gesetzes, welche die bisherige Jurisdiction des Oberstjägermeisters bezüglich der Privatjagden aufhob und demselben bloß die Jurisdiction über die kaiserlichen Jagdbarkeiten und Jäger und die Controlierung der letzteren hinsichtlich der Beobachtung der Jagdgesetze vorbehielt.

Leopold II. regierte zu kurze Zeit, um auf die Gesetzgebung überhaupt einen besonderen Einfluss üben zu können.

Unter der Regierung Franz' II. hatte die Jagdgesetzgebung sich besonders mit den veränderten Verhältnissen zu befassen, welche sich in den infolge der Kriegsereignisse von Österreich abgetrennt gewesenen und nach dem Wiener Congresse wieder zurückgekommenen Provinzen herausgebildet hatten, und es wurden die in dieser Beziehung erforderlichen Verordnungen erlassen. Übrigens hatte schon früher das Strafgesetzbuch vom Jahre 1803 auch hinsichtlich des Wilddiebstahles eine genaue Grenzlinie zwischen einem Verbrechen und einer schweren Polizei-Übertretung gezogen.

In Tirol, wo unter der bayerischen Herrschaft für das Tragen der Jagdgewehre und die Ausübung der Jagd eigene Licenzen ertheilt worden waren, wurde die diesbezügliche Verfügung durch ein Decret der Central-Organisierungs-Hofcommission vom 17. August 1816 wieder aufgehoben, mittelst des Hofkanzleidecretes vom 12. September 1818

wurde der Bürger- und Bauernstand unter folgenden Beschränkungen zum Besitze und zur Pachtung von Jagdgerechtigkeiten zugelassen: 1. Sollte niemand eine Jagdbarkeit eigenthümlich an sich bringen und ausüben können, welcher nicht ansässig war; 2. in den südlichen Kreisen Trient und Roveredo waren nur solche Personen zur Pachtversteigerung landesfürstlicher Jagdbarkeiten zuzulassen, welche sich mit der Bewilligung ausweisen konnten, Jagdgewehre tragen zu dürfen.

Im Küstenlande, wo unter der französischen Regierung die Jagd als freie Beschäftigung erklärt worden war, bestimmte das Hofkanzleidecret vom 16. August 1818, dass Jagdbarkeiten, welche schon früher unter der österreichischen Regierung ein Privateigenthum gewesen waren, auch ferner ein solches bleiben sollten, dagegen wurden diejenigen freien Jagdbarkeiten, welche sich noch in keinem Privatbesitze befanden, und in denen die Jagdbefugnis von einigen Classen der Landesbewohner nur unter dem Titel eines unentgeltlichen Privilegiums ausgeübt worden war, als Stammgut für die Staatsfinanzen eingezogen; man theilte dieselben in Reviere ein und verpachtete sie für Rechnung des Staatsschatzes.

Im Gebiete der Stadt Triest bestand zwar die freie Jagd, jedoch war eine wesentliche Beschränkung der Jagdfreiheit darin gelegen, dass zur Ausübung derselben ein Jagdpatent erwirkt und für dasselbe eine Taxe von fünf Gulden Conventionsmünze erlegt werden musste und gewöhnlich nicht mehr als zweihundert solche Patente ausgefertigt wurden.

In Lombardo-Venetien blieb anfänglich die Jagd überall frei, und nur die Thäler und Waldungen des Tessin waren dem Landesfürsten als Jagdregale vorbehalten, jedoch schrieb schon die Verordnung vom 16. September 1831 für die Jagd auf Hirsche, Damhirsche und Gemsen oder Rehe die Einholung einer Bewilligung und die Beobachtung gewisser Bedingungen vor.

Unter der Regierung des Kaisers Ferdinand beschäftigte sich die Gesetzgebung nur mit Erläuterungen der Josefinischen Jagdordnung.

Auch jetzt noch übte der Landesherr in mehreren Provinzen die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden aus. In Niederösterreich, und zwar im Wiener Walde selbst, war die hohe Jagd ein Regale des Landesfürsten, der Jagdbezirk begann am Ufer der Donau und zog sich längs des Wiener Waldes über Mauer und Markenstein in einer weiten Ausdehnung bis gegen Wiener-Neustadt, nächst Mauer befand sich ein kaiserlicher Thiergarten, in welchem mehrere Privat-

herrschaften, wie Atzgersdorf und andere, Waldungen besaßen; die Privatherrschaften übten zwar das Reisgejaid aus, in der Ebene nächst Wien stand jedoch dem Landesherrn auch das Recht an dem Reisgejaid oder der niederen Jagd zu, welche in den Allendorfer und Neustädter Bezirk getheilt war; in Böhmen waren das Bubenetscher und Holleschowitzer Revier dem Landesherrn vorbehalten, auch in Tirol und Salzburg waren landesfürstliche Reviere.

Die Revolution des Jahres 1848 lähmte auf dem Gebiet des Jagdwesens alle Thätigkeit der zur Handhabung der bestehenden Normen berufenen Behörden, alles jagte, und nicht nur wurde durch dieses gesetzlose Vorgehen der Wildstand in der bedauerlichsten Weise decimiert, sondern auch die Sicherheit der Person und des Eigenthums gefährdet.

Nach der Wiederherstellung der legalen Ordnung musste nicht allein für den Schutz der Jagdberechtigten gesorgt werden, und es wurden zu diesem Zwecke ganze Gemeinden entwaffnet, sondern die Aufhebung des unterthänigen Verhältnisses stellte auch an die Regierung die dringende Aufforderung, die Jagdgesetzgebung den veränderten Verhältnissen anzupassen. Diesem Bedürfnisse sollte das Jagdgesetz vom 4. März 1849 entsprechen, welches auch die selbständige Ausübung der Gemeindejagden durch Sachverständige gestattete. Dieses Zugeständnis gab aber zu vielfachen Übelständen Anlass; in manchen Gegenden figurierten plötzlich die meisten Bauern als gelernte Jäger, indem sie sich um den Betrag von einem bis zwei Gulden von einem entlassenen Revierjäger einen Lehrbrief ausstellen ließen, andererseits trat nach der Übertragung des Jagdrechtes an die Gemeinden die bedauerliche Erscheinung zutage, dass die Wilderer bei weitem öfter in größerer Zahl auftauchten, als es früher der Fall gewesen. Unter solchen Umständen war die Ministerialverordnung vom 15. December 1852 gerechtfertigt, welche die Verpflichtung zur Verpachtung der Gemeindejagden aussprach.

Um das Wildern möglichst zu verhüten, beschränkte das mittelst kaiserlichen Patentes vom 24. October 1852 erlassene Waffengesetz die Berechtigung zum Waffentragen.

Die Thätigkeit der Regierung dehnte sich auch auf die Länder der ungarischen Krone aus, wo für die Jagd beinahe gar keine Normen bestanden und das Jagen der Willkür preisgegeben gewesen war, und es erflossen die in dieser Beziehung erforderlichen Vorschriften.

Als die Monarchie im Jahre 1861 in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrat, wurden in den sogenannten Erbländern die Jagdangelegenheiten der Competenz der Landtage zugewiesen. Diese

parlamentarischen Corporationen haben seit ihrem Bestehen auch auf diesem Gebiete eine höchst anerkennenswerte Thätigkeit entwickelt, und zahlreiche Normen über Wildschonung, Schutz der nützlichen Vögel, Jagdkarten, Ersatz für die Wildschäden geschaffen, ein ausführliches Jagdgesetz ist aber bisher nur für Böhmen zustande gekommen.

Ungarn hatte schon durch das Diplom vom 20. October 1860 seine selbständige Verwaltung restituiert erhalten, und infolge dessen trat wieder die unbedingte Jagdfreiheit ein, die bedenklichen Consequenzen dieses Zustandes nöthigten aber die ungarische Regierung, in dem Erlasse des Jagdgesetzes vom Jahre 1872 und durch die im Jahre 1875 erfolgte Einführung einer hohen Jagd- und Gewehrsteuer die möglichste Abhilfe zu suchen.

Das Gesetz vom Jahre 1872 erklärt das Jagdrecht als ein untrennbares Accidenz des Grundbesitzes, sobald dieser Besitz wenigstens hundert Catastraljoch compact umfasst, oder bei kleinerem Flächeninhalte, wenn derselbe gartenmäßig bearbeitet wird und mit einer Umfassung oder einem Graben begrenzt ist. Das Gesetz bestimmt weiter, wem das Jagdrecht auf gemeinsamem Gebiete oder in solchen Gemeinden zukommt, in welchen die Regulierung des Besitzes oder die Urbarialausscheidung noch nicht vollzogen wurden, und normiert, in welcher Weise der Pächter das Jagdrecht ausüben kann. Das Gesetz regelt auch die Entschädigung für Wildschäden, setzt genau die Jagdverbote für die Zeit der Paarung des Wildes fest und bestimmt das Verfahren bei etwaigen Übertretungen und die zu verhängenden Strafen.

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Goethe.

Von Dr. S. M. Prem. Mit 54 Abbildungen. G. Fock, Leipzig 1893, 2. Aufl. 1894. 474 Seiten. 8°.

Der Verfasser dieses schönen Buches, ein geborener Tiroler, derzeit Professor an der Staatsoberrealschule zu Marburg in Steiermark und bisher durch seine gediegenen Arbeiten über tirolische Literatur sowie eine Monographie über Greif bekannt, erklärt im Vorworte, er habe sich nicht ohne Bedenken entschlossen, die Zahl der vorhandenen Goethe-Biographien noch um eine zu vermehren. Der Zeitpunkt war indessen für ein solches Unternehmen günstig gewählt, denn bei den schier zahllosen Publicationen der Gegenwart konnte eine Zusammenfassung der bisherigen Resultate der Goethe-Forschung nur erwünscht sein. Die vorhandenen Biographien sind eben veraltet und bis zum Erscheinen der großen Weimarer Biographie hat es noch seine guten Wege. Prem hat überall die neueste Literatur herangezogen und eine stattliche Menge neuer Details geboten, die sich sowohl im Texte als auch in den Anmerkungen finden. Es ist zu verwundern, wie es ihm in dem abgelegenen schlesischen Städtchen Bielitz, der damaligen Stätte seiner Lehrthätigkeit, gelingen konnte, solche Sachen zu erhalten, um die ihn mancher Fachmann an der „Quelle des Wissens" beneiden könnte. Das Buch, hübsch ausgestattet, mit großem, gefälligem deutschen Druck, ist für weitere gebildete Leserkreise berechnet und im Preise so niedrig gestellt, dass die Anschaffung desselben auch weniger begüterten Personen erleichtert ist. Thatsächlich war die erste Auflage schon nach wenigen Monaten vergriffen.

Nach den drei Entwickelungsstadien des Dichters zerfällt die Biographie in drei Abschnitte, die wieder in zwölf Paragraphe gegliedert sind.

Der erste Abschnitt (S. 7 bis 189) behandelt „Goethe im Zeichen der Natur", d. h. die Jugend und die Sturm- und Drangzeit des Dichters. In einer flott geschriebenen Einleitung schafft sich Prem die Grundlage, auf der er Goethes Leben und Dichten aufbaut. Sie ist ganz selbständig gearbeitet und fasst alle wesentlichen Bedingungen für

das Auftreten Goethes knapp zusammen; neu sind als Beispiele für die Besserung der Verhältnisse seit dem 17. Jahrhunderte der Arzt Guarinoni und der Philologe Hieronymus Wolf eingeführt; die Bedeutung Rousseaus wird in wenigen festen Strichen geschickt gewürdigt. Zur Jugendgeschichte übergehend, wird S. 18 Goethes Name bis auf das gothische „guth" zurückgeleitet, doch ist dem Verfasser, der wohl von der Ableitung zunächst aus „Gottfried" und von Lexers Ansicht weiß, nicht Ernst damit, „da er aus Goethe keinen Gott machen, sondern ihn nur als Mensch und Dichter betrachten will". Mir fällt da Herders launiges Wort ein: „O! Goethe, der Du von den Gothen stammst oder von dem Kothe." Goethes Stammbaum wird (nach einem Aufsatze in der Wiener Goethe-Chronik) seit dem 17. Jahrhundert aufgeführt, S. 19 finden wir ein wohlgelungenes Bild von dem Stammhause der Familie in Artern. Die Abbildungen sind im allgemeinen sehr gut, nur manchmal gar zu klein; minder gut ausgefallen ist das alte Posthaus am Brenner (S. 195), das Weimarer Goethe-Schiller-Standbild, S. 300, aber ist als geradezu schlecht zu bezeichnen, was bei einem so allgemein bekannten Objecte durch nichts entschuldigt werden kann. Im übrigen finden wir in Prems Buche fast lauter neue oder doch weniger bekannte Bilder, die mit Geschmack gewählt und beispielsweise auch für Unterrichtszwecke recht brauchbar sind.

Des Dichters Jugendzeit wird übersichtlich und hübsch dargestellt, manche Einzelheit berichtigt, die, falsch überliefert, sich in alle Schriften fortgeschleppt, wie in den noch flüchtig und formlos geschriebenen „Jungen Goethe" von Siegmar Schultze in Halle (1893 bis 1894), den Erich Schmidt so unbarmherzig herunterkritisiert hat. Durch Prem, der auch die Unterstützung des Weimarer Archivs genossen, erfahren wir, dass die ältesten erhaltenen Gedichte Goethes die beiden Neujahrsgrüße 1757 an die „erhabenen Großeltern" sind. Über Gestalt und Umfang der italienischen Reisebeschreibung des alten Goethe (1740) finden sich S. 18 und 431 kurze Notizen, das Rencontre mit dem Grafen Thoranc ist ergötzlich zu lesen. Alle wichtigeren Einflüsse auf den jungen Goethe werden geschickt berührt, und am Schlusse des Paragraphen fasst Prem seine Ausführungen in den Satz zusammen, dass Goethe von den verschiedensten Seiten Anregungen empfieng und in der ungeordneten Masse derselben nur aus dem Grunde nicht erstickte, weil er ein geborenes, gleichsam prädestiniertes Genie gewesen. Im Paragraph 2 führt er uns mit dem Dichter nach Leipzig und schildert uns den anakreontischen Goethe in bekannter Weise auf Grund der neuesten Literatur. S. 39 wird nach Reickes Forschungen Gottscheds Geburtsdatum (2. Februar 1700) berichtigt, wozu sich in den Anmerkungen S. 431 noch eine weitere Notiz über Juditten findet. Hier wäre auch G. Krauses Festschrift über Gottsched und Flottwell zu erwähnen gewesen.

Krank und herabgestimmt kehrte Goethe Ende August 1768 von Leipzig ins väterliche Haus nach Frankfurt zurück, wo sich dann unter dem Einflusse der pietistischen Klettenbergerin mit ihm ein innerer Wandel

vollzieht. So kam er im Frühling 1770 zur Vollendung seiner juridischen Studien nach Straßburg, an Körper und Geist erfrischt, zur Aufnahme der Lehren Herders wohl vorbereitet: es beginnt die Sturm- und Drangzeit. Der Straßburger Freundeskreis wird von Prem gut charakterisiert, nur Lenz erscheint gegen Fritz Heines Anschauung ziemlich tief gestellt, wie Herder (gegen Düntzers Meinung) nach Gebür erhoben. Über Stilling findet sich in einer Note S. 436 eine neue Angabe. Wertvoll ist die Einführung des Mediciners Joh. Chr. Ehrmann, 1749 bis 1827, der in Straßburg schon und dann wieder 1815 Goethe näher trat, und von dem bisher so gut wie nichts bekannt war. Selbst Schultze hatte, wie die Note S. 84 im 3. Hefte seines „Jungen Goethe" beweist, keine Idee davon. Prem benützte authentische Quellen, wofür Note 135 auf S. 450 spricht. Das Verhältnis Goethes zur Sesenheimer Pastorstochter ist außerordentlich hübsch und gewiss auch richtig dargestellt. Der jüngste Streit um Friederikens Ehre wird erschöpfend dargestellt. S. 86 finden wir einen Stammbucheintrag Friederikens vom 12. Juni 1809 reproduciert. Sie starb 1813 unvermählt bei ihrem Neffen Marx (Sohn ihrer Schwester Maria Salomea, der Goethe'schen „Olivie") in Meißenheim; der „Enkel" S. 172 ist lapsus calami. Die Reise Goethes ins obere Elsass setzt Prem in den August 1771 kurz vor der Heimkehr nach Frankfurt. Manches Neue bietet er dann im Paragraph 4 über den Aufenthalt des Dichters in Wetzlar. Da ist zunächst die Einführung des bisher nirgends genannten Reichskammerrichters Grafen Franz Spaur zu erwähnen, der nach Prems Darstellung Goethes Spinoza-Studien förderte und nach 1775 den Eintritt des Dichters in den Reichsdienst betrieben haben soll. Da kein Brief erhalten ist, sind diese Angaben lediglich Vermuthungen, die sich einerseits auf Spaurs erwiesene Vorliebe für Spinoza, andererseits auf eine Familientradition stützen, die der in Graz lebende Urenkel Spaurs bewahrt. Nach den Briefen Werthers vom 26. Mai und 16. Juni, die doch sehr individuell gefärbt erscheinen, muss Goethe Lotten vor dem berühmten Balle in Volpertshausen (9. Juni 1772), etwa in „Wahlheim" (Garbenheim bei Wetzlar) kennen gelernt haben. Diese Episode ist überhaupt sehr kurz behandelt, dagegen findet sich in der Entstehungsgeschichte des „Werther" einiges nachgetragen. Wertvoll sind die beigegebenen Bilder: der Matrikeleintrag Goethes — so ziemlich seine gesammte „Amtsthätigkeit" in Wetzlar — das deutsche Haus und der Wertherbrunnen, welcher das Vorbild für den in „Hermann und Dorothea" geschilderten Brunnen war. Nicht näher bekannt sind ferner einzelne Daten über Peter Brentano (S. 110) und das Familienbild zu S. 118 aus dem Besitze der Familie zu Frankfurt a. M., leider nicht deutlich genug ausgeführt. Gelungen dagegen ist Lavaters Bild S. 123 nach der Zeichnung von A. L. Moeglich in Nürnberg (1793) aus dem Prachtwerke „Die Schätze des Goethe-National-Museums" in Weimar. Interessant ist auch Prems Notiz S. 436, dass sich der durch Kauf erworbene Nachlass Lavaters zu den „Physiognomischen Fragmenten" in Wien befindet. Lilis Bild S. 155 wäre noch zu Paragraph 4 zu

stellen gewesen, es findet sich als Titelbild in dem nunmehr in zweiter Auflage ausgegebenen Buche von Dürckheim.

Dankbar sind die Inhaltsangaben zu Goethes Dichtungen der Jahre 1773 bis 1775 sowie seine Darstellung des ersten Weimarer Decenniums und der zweiten Schweizerreise. Hier sehen wir S. 175 eine sehr hübsche Abbildung des Staubbachfalles bei Lauterbrunnen. Die wertvollste Entdeckung betrifft aber jedenfalls das bisher unbekannte Goethe-Bild S. 182 aus dem Besitze der Urenkelin der Frau v. Stein. Durch das vielfach controverse Gebiet Goethe'scher Dichtungen in der ersten Hälfte der Achtzigerjahre hat sich Prem mit selbständigem Urtheile glücklich durchgewunden. Eine auf irriger Information beruhende Angabe, S. 184 der ersten Auflage, hat er im Anhange der zweiten Auflage S. 473 berichtigt, übrigens ist Goethes Besuch des Oybin auf der Rückreise vom schlesischen Feldlager (1790) auch nicht sicher verbürgt, obwohl Moschkau, der Director des Oybin-Museums, denselben in einer eigenen Schrift behandelte. Einzelne Partien des Prem'schen Buches scheinen vor dem Erscheinen der bezüglichen Tagebücher und Briefe Goethes in der Weimarer Ausgabe geschrieben zu sein. Im Jahre 1781 reiste Goethe mit dem jungen Fritz v. Stein und erst 1782 wieder mit dem Herzoge nach Sachsen. Einer Erörterung des Doppelverhältnisses Goethes zu Frau v. Stein und Corona Schröter ist Prem aus dem Wege gegangen; ihm erscheint das Band mit Charlotte seit jener Zeit idealer oder platonischer, während andere Forscher im Gegentheile behaupten, dass Frau v. Stein aus Eifersucht gegen Corona ihm jetzt mehr erlaubte als früher. Wenn Prem mit dem ihm eigenen Geschicke das „Erlebte" aus „Elpenor" und „Grenzen der Menschheit" zu reconstruieren sucht, so muss doch geltend gemacht werden, dass diese Frage noch in der Schwebe bleibt, vielleicht nie mit Sicherheit gelöst werden kann.

In Bild und Wort Neues enthält dann der Abschnitt „Goethe in Italien"; als wertvollste illustrative Beigabe finden wir S. 214 eine verkleinerte Handzeichnung Goethes aus der Gegend von Rom, dem Weimarer Museum entnommen. Die raisonnierende Inhaltsangabe der „Iphigenie" (S. 202 bis 205) darf in dieser knappen, mit manchem selbständigen Gedanken durchsäuerten Fassung als mustergiltig angesehen werden, hier ist auch eine allgemein befriedigende Erklärung von der Heilung des Orest und Iphigeniens Erlösung „durch rein menschliche Mittel" gegeben. Zutreffend sind ferner die Bemerkungen über das Fragment „Nausikaa", doch erlaube ich mir die angedeutete Absicht Scherers, es in Ferien einmal „vornehmen und vollenden" zu wollen (S. 212), zu bezweifeln. In den Anmerkungen zu diesem Abschnitte verzeichnet Prem die selbst bei Gödeke fehlende Literatur, worunter allerdings manches von bloß secundärer Bedeutung ist; vollständig ist er übrigens trotzdem nicht, so hervorragend seine bibliographischen Kenntnisse auch sind. S. 441 bis 414 druckt er die bisher unbekannten, culturhistorisch interessanten Reiseaufzeichnungen Paul Götzes (Goethes Diener) aus dem Weimarer Archiv ab, soweit sie Tirol betreffen. Sein Vaterland

hat der Verfasser überhaupt sorgsam berücksichtigt, weshalb er auch den mehr gelegentlichen Verkehr Goethes mit Alois Weißenbach, Falger u. a. in den Text schob. Der Abdruck des Briefes Goethes an Weißenbach (Weimar, 3. März 1809) S. 448 ist durch die erschwerte Zugänglichkeit desselben begründet gewesen. Das Original, von Goethe dictiert und unterschrieben, ist verschwunden. Bei Besprechung der „Römischen Elegien" verweist Prem auf den Neulateiner Johannes Secundus, der die „Gestaltung des Gedankens" bei Goethe wesentlich beeinflusste. Etliche Details erbrachte er endlich auch zu Goethes Fahrt nach Venedig 1790.

Im Paragraph 7 wird „Goethe im Revolutionszeitalter bis zur Verbindung mit Schiller" behandelt und des Dichters Abneigung gegen die Zeitereignisse trefflich an seinen theils misslungenen, theils unvollendeten Werken aufgezeigt. Neu ist hier die kurze Nachricht von einer zu Straßburg spielenden Revolutionstragödie Goethes, „Das Mädchen von Oberkirch", dagegen scheint ihm die ansprechende Deutung des Lilienmärchens durch H. Baumgart, die erst jüngst wieder angezogen wurde („Grenzboten" 1894, 1, 31), entgangen zu sein. Ich erwähne dies, da Prem sonst auf alle Controversen eingeht; seiner Sachkenntnis muss man alle Ehre widerfahren lassen, aber er geht hierin manchmal zu weit und vergisst seine Leser, die doch nicht alle geriebene Literaturhistoriker sein können.

Von den Bildern sei auf ein neues Jugendbildnis des Fritz v. Stein, S. 235, hingewiesen. S. 444 ist ein sehr interessanter Brief der Frau v. Stein an Fritz vom 29. Juni 1791 zum erstenmal vollständig abgedruckt; er gibt ein hübsches Bild von dem Badeleben in Lauchstädt und führt als muthwilligen Rosselenker auch einen Herrn v. Bismarck an. Aus dem Nachlasse der Frau v. Stein sind S. 357 folgende Zeilen der geistreichen Frau mitgetheilt: „Goethe übersetzt nur die Stimmen der Natur rein aus der Ursprache des Herzens, und wo ein Herz in den Ahnungen des wahrhaft göttlichen aufglühen mag, da findet es in Goethe's Schriften sicher irgend wo eine Spur, daß er einmahl daßelbe empfand und ohne Übertreibung aussprach." Größere Auszüge aus einer bis 1786 reichenden Selbstbiographie Steins stehen in den Anmerkungen, wo auch eine bisher ganz unbekannte Reisebeschreibung Steins angeführt erscheint. Prem konnte auch die noch ungedruckten Erinnerungen der durch ihre Schrift über Grillparzer bekannten Frau Auguste v. Littrow-Bischoff in Wien benützen, die aus dem persönlichen Verkehre der Verfasserin mit Ottilie v. Goethe herrühren.

Im Paragraph 9 bespricht Prem den „Höhepunkt des Weimarer Classicismus und die Umkehr" (1805 bis 1812) in allgemein ansprechender, wenngleich nicht überall stilvollendeter Form. Über manche Periode geht er, wenn er nichts Neues bieten kann, rascher hinweg.

Hübsch sind hier z. B. die Ausführungen über die „Wahlverwandtschaften"; zu S. 318 hätte er auch an eine Stelle im „Laokoon" erinnern können. Von Bildern sind die Porträte der Minna Herzlieb und des Sulpiz Boisserée zu erwähnen.

An den letzteren knüpft sich Goethes Bekehrung von einseitiger Antike zur deutschen Kunst und damit sein Universalismus in Literatur und Kunst. Wir können Prems Eintheilung vollkommen gutheißen. Goethes künstlerische Bestrebungen sind genügend hervorgehoben, seine Arbeit „im Dienste der Zeit" nach Hermann Grimms „Forderung" in dessen Weimarer Festrede (1886) aufgefasst und behandelt. Die Darstellung ist stark idealistisch; daher tritt Prem auch dem vielberufenen Schlagworte, Goethe fehle die sittliche Größe, mit Energie entgegen. Die (ohne Nennung des Namens) mehrmals hervortretende Polemik gegen Alexander Baumgartner ist gerecht, dagegen hätten einige scharfe Ausfälle auf andere Fachgenossen vielleicht besser unterdrückt oder doch gemildert werden sollen, namentlich die malitiöse Bemerkung gegen Biese (S. 436), den Verfasser der „Philosophie des Metaphorischen" — die „Germanistenderbheit" ist ohnehin bekannt genug.

Theilweise ganz neu dargestellt ist endlich Goethes „Rhein- und Mainreise" 1814 bis 1815, wozu Prem wertvolle Aufschlüsse aus dem (geschlossenen!) Familienarchiv Brentano erhielt, so dass er zum erstenmale Goethes besorgte, hochgebildete Freundin Antonie Brentano einführen konnte. Dieselbe war als Tochter des Hofrathes und Studienreferenten J. M. v. Birkenstock aus dem Eichsfelde (Goethe sagt: „aus den Rheingegenden", Hempel 26, 289) in Wien geboren und stand von 1814 bis 1821 mit Goethe in ziemlich lebhaftem Briefverkehre; S. 449 verzeichnet Prem die Briefe Goethes an sie, aus denen er einige Stellen auch im Texte bringt. Der Paragraph 10 ist mit Angaben meist unbekannter Natur, um mich eines Ausdruckes der Physik zu bedienen, völlig „gesättigt", die Darstellung aber äußerst gedrängt. Auf das Detail kann ich hier unmöglich eingehen, bemerken möchte ich nur, dass Düntzer mit der Entstehungstheorie des Gedichtes von Eilfer wahrscheinlich doch gegen Burdach rechthat. Die Darlegung des Verhältnisses Goethes zu Marianne v. Willemer, von der sich S. 346 ein nettes Porträt findet, ist sehr hübsch und klar. Der Paragraph 11 enthält ebenfalls verschiedenes Neue und vor allem zahlreiche Bilder aus Böhmen, nur das wichtigste, Ulrike v. Levetzow, fehlt, was umso auffälliger ist, als bereits mehrere Porträte veröffentlicht wurden. Dafür entschädigt uns Prem durch eine eingehende Besprechung der „letzten Liebe" Goethes, die auf Ulrikens eigenen Angaben beruht.

Prem stellt es darnach auf das entschiedenste in Abrede, dass Goethes Liebe bei Ulrike ebensolche Gegenliebe gefunden, und sagt mit Bezug auf die angebliche Werbung des Dichters S. 372 Folgendes: „Als Brautwerber ist der Dichter selbst nicht aufgetreten, aber seine Umgebung suchte eine Heirat des Vierundsiebzigers mit der Neunzehnjährigen zu vermitteln. Der Großherzog (Karl August) wünschte es ernstlich und versprach, dem Paare in Weimar ein Haus dem Palais gegenüber einzuräumen. Er wandte sich an Ulrikens Mutter und meinte, sie möchte der Tochter zureden, sich zur Heirat zu entschließen, um Goethes Hauswesen zu verschönern. Die Mutter aber entgegnete, Goethe habe ja doch seine Schwiegertochter (Ottilie) im Hause und sei also nicht vereinsamt; sie theilte

indes der Tochter die Sache mit und bemerkte, sie wolle trotz des bedeutenden Altersunschiedes weder zu- noch abrathen. Ulrike erklärte darauf, Goethe gern zu haben, wie man einen älteren Verwandten liebe, aber nicht genug zum Heiraten. Der Ästhetiker Vischer pflegte die Anekdote zu erzählen, Goethe habe als Brautwerber ziemlich lang und viel gesprochen; Ulrike hätte aber entgegnet: ‚Herr Geheimrath, das ist mir zu hoch!' Damit sei die Sache erledigt gewesen. Es ist daran kein wahres Wort. Im Gegentheil sah Goethe selbst am besten ein, dass es zu einer Brautfahrt zu spät sei."

Ulrike lebt bekanntlich noch als Schlossherrin zu Trziblitz und feierte jüngst ihren 90. Geburtstag.

In gedrängten Umrissen behandelt dann Prem Goethes letzte Lebensjahre, wobei es ihm weniger um eine entwickelnde als um eine historische Darstellung zu thun war. Von Bildern finden wir Stielers Bild, den Großherzog Karl August, Schloss Dornburg mit dem Ausblicke auf den Thüringerwald und ein Facsimilie der Verse „Anders" zu Memento (1825):

„Mußt nicht widerstehn dem Schicksal
Aber mußt es auch nicht fliehen!
Wirst Du ihm entgegen gehen,
Wird's Dich freundlich nach sich ziehen."

Prem zeigt sich auch in der polnischen Literatur bewandert und bespricht die Beziehungen Goethes zu Mickiewicz, den wir S. 391 im Bilde finden; mit demselben Rechte hätte er wohl auch ein Bildnis von Grillparzer bringen können. Der letzte Paragraph beschäftigt sich mit „Faust" (S. 397 bis 423). S. 424 ist ein Partezettel über Goethe aus dem Nachlasse des Fritz v. Stein genau in natürlicher Größe reproduciert. Auf Prellers „Goethe im Tode" folgt endlich als eine Art Apotheose der „auferstandene" Goethe im Berliner Denkmal von Schaper. Im Anhange des Buches finden sich bequeme Namens- und Sachregister.

Bei der Fülle des neuen Materials erscheint demnach diese Goethe-Biographie wohl hinreichend gerechtfertigt, und es wäre zu wünschen, dass sie in den weitesten Kreisen Eingang und eine geneigte Aufnahme fände. Denn wenn sie gleich Mängel hat, so ist sie doch eine der besten Leistungen der modernsten Goethe-Philologie.

Leipzig.

Dr. C. A. Kuntze.

Mein Wien. Lieder und Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. Gerold, Wien 1894. 73 S.

Besagte es nicht der volle Name auf dem Titel, man würde kaum glauben, dass diese Lieder und Gedichte vom Verfasser der „Tiroler Helden" (siehe „Österr.-Ungar. Revue", Band 18, Seite 164) stammen, so verschieden ist Inhalt, Stimmung, Ton und Form, ein Beweis von der Vielseitigkeit seiner Muse. Hat er dort seiner Festesstimmung

Ausdruck gegeben, erscheint er hier im Werkeltagsgewand; hat er dort im Ernst hochbeschwingter Begeisterung gesungen, ist er hier „bei meiner Seel', alleweil kreuzfidel" und schlägt spielend humoristische Töne an; strahlt er dort im Goldglanze einer hehren Schriftsprache, läſst er hier der Wiener Mundart freien Zutritt. Diese Verschiedenheit ist innerlich sehr begründet. Es ist die Verschiedenheit des Volkscharakters, der richtige völkerpsychologische Gesichtspunkt, der ihn dabei geleitet hat. Den Tirolern hat er zugerufen: „Ihr seid ein Volk aus Eichenholz"; von den Wienern singt er in bewuſstem Gegensatze:

„Am echten Wiener ist fürwahr nichts kantig,
Ja, manchen dünkt sein Wesen schier zu weich,
Was andre grämt, macht ihn ein bisschen ‚grantig',
Und raschem Poltern folgt sein Lachen gleich.
Doch mag ihn auch ein leichter Wind schon biegen,
Der stärkste Sturm wird ihn nicht unterkriegen!

Viel Ehre sei der deutschen Zucht, der strammen,
Das hehre Pflichtbewuſstsein stählt den Mann;
Doch soll ich drum den leichtern Sinn verdammen,
Der Gutes thut aus reiner Lust daran?
Zur lichten Höh', wo Adler triumphieren,
Steigt auch die Lerche auf im Tirilieren."

Ein Bild von seinem Wien sucht der Dichter dem Leser in den vorliegenden 20 Producten zu verschaffen, indem er bezeichnende Wiener Plätze schildert (Stock im Eisen, Radetzky-Monument, das Lotto-Brünnl, Nobel-Prater, Volks-Prater, Wild-Prater, Wiener-Wald) oder Wiener Typen vorführt (Deutschmeister-Edelknaben, Wiener Kapplbuben, Wiener Fiaker, Comfortabler, Schusterbub, Wäscher-Nettl, Johann Strauß u. a.) oder direct charakterisiert (Wiener Art, Altwienerisch, 's Weanerisch, die Wienerin u. a.). Mit Rhythmus und Reim nimmt er es dabei nicht sonderlich genau. So singt er im „Comfortabler":

„Denk' ich's doch, wie ich vor Zeiten
Auf dem Vorstadt-Standplatz dort
Kutscher sah und Fahrgast streiten,
Und es fiel das große Wort:
‚Werd' mich nicht mit Ihnen scheren,'
Sprach der Comfortabel-Mann,
‚Wenn Sö nit a G'lumpet wären,
Fahreten S' mit unser an?'"

Oder in einem anderen verwandten Gedichte vom Wiener Fiaker:

„Schutzpatron ist Sanct Fiaker,
Frankreichs Kutscher schirmt er wacker,
Aber lebte er zur Frist,
Anders wählt' er seine Diener,
Denn wahrhaftig nur der Wiener
Weiß, was ein Fiaker ist!"

Auch hierin sticht diese zweite Sammlung von jener ersten ab, in welcher er nicht nur sorgfältig feilt, sondern mit Vorliebe auch metrischen und stilistischen Schmuck anbringt; man vergleiche z. B. gleich die erste Strophe:

„Das war ein Tag der heißen Mahd,
Das war ein Tag der Heldenthat
Und blutigsten Geringes:
Die Bauern hielten Schnittertag
Und holten sich den Ritterschlag
Am Ehrentag von Spinges!“

Welche der beiden Sammlungen bleibenderen Wert hat, wird unschwer zu entscheiden sein: in die Eichenstämme der „Tiroler Helden“ hat Graf Wickenburg seinen Namen dauernd eingeschnitten, während „Mein Wien“ hoffentlich einige kräftige Wirbel im Großstadtstrudel wirft, ehe es in demselben versinkt.

Innsbruck.

J. E. Wackernell.

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Aus Adolf Pichlers Epigrammen.

Innsbruck.

Goethe.

Einem Gebirge vergleich' ich Dich mit ragenden Gipfeln,
Ströme fließen herab, tränken das durstige Land;
Reichthum spendest Du ihm, dass Korn und Rebe gedeihen,
Blüten und Früchte zugleich schmücken in Fülle den Strand;
Abends verklärt Dich dann der Glanz der scheidenden Sonne,
Sinnend schau'n wir empor, danken den Segen Dir noch.

Dante.

Wie in der Wüste geleitet die Feuersäule das Volk einst,
Wandle der Dichter voran, zeige den Pfad in der Nacht
Zu den Höhen der Menschheit; leuchtend führ' er es aufwärts,
Dass die männliche Kraft reife zur männlichen That;
Aus dem Samen der That entspring' der neue Gedanke,
In der Ewigkeit Ring schließe vollendet der Kreis!

Wechsel.

Tragikomisches Widerspiel! Zu Zeiten der Väter
Hatten wir manches Genie, dem an Talent es gebrach;
Doch von Talenten wimmelt es heut' im buntesten Reichthum,
Viel vermögen sie zwar, aber es fehlt das Genie,
Das zu den Höh'n uns reißt, wo Gott und Mensch sich verbinden,
Dass der Verlobung Kuss leuchtend den Funken erzeugt.

Das Vaterhaus.

Von Martinus Meyer.

Innsbruck.

O Vaterhaus, Du heim'scher Ort,
Du Wiege sel'ger Jugendträume,
Wie lebst Du stets im Herzen fort
In jedem Deiner trauten Räume!

Geh' ich vorbei an Deiner Schwelle,
So werd' ich wieder froh und jung,
Es blüht mir da so klar und helle
Manch' Blume der Erinnerung.

Gestalten gehen ein und aus,
So wohl bekannt, so wert und theuer,
Sie schweben um das heim'sche Haus,
Ein gold'ner Traum im Nebelschleier.

Ich schau' den Vater im Gefilde,
Wie er zu seinen Kindern spricht,
Und aus den Fenstern traut und milde
Grüßt mich der Mutter Angesicht.

Die Brüder und die Schwestern all,
Sie wandeln da im heitern Kreise,
Durch Feld und Garten, Gang und Saal
Ertönt's in alter, froher Weise.

Und alle Kränze grünen wieder,
Und in dem Herzen unbewußt
Erwachen längst verscholl'ne Lieder
Und wecken alte Jugendlust.

Will oft die Harfe mir entgleiten,
Ich denke Dein, und für und für
Erbebt die Brust, und alle Saiten
Erklingen in der Seele mir.

O Vaterhaus, Du theurer Ort,
Wie leuchtest Du so selig milde
In späten Tagen fort und fort,
Ein traut Erinnerungsgebilde!

Der Komet.

Von Demselben.

In stiller Nacht, wenn all die gold'nen Sterne
Am dunklen Himmel ihre Kreise ziehen,
Da sieht man Dich, geheimnisvoller Fremdling,
In Sturmeshast den öden Raum durchfliehen!

Zu stolz, als unterthäniger Vasall
Um eine Sonn' im Kreislauf Dich zu drehen,
Suchst Du des Weltalls unbelebte Sphären,
Um trotz'gen Sinns die eig'ne Bahn zu gehen.

Ein Bild bist Du von jenem stolzen Engel,
Den Gott verstieß aus seinen Lichtbereichen,
Weil er in seines Wahnes eitlem Dünkel
Sich kühn vermaß, Jehova selbst zu gleichen.

So wanderst Du, ein grauenvoller Schwärmer,
Einsam dahin mit unheilvollem Schimmer,
Und was Dir nahet, Deine Bahn durchkreuzend,
Verwandelst Du in Asche und in Trümmer!

Der „Tummelplatz".[1])

Von Alois Konrad.

Innsbruck.

Der Tummelplatz im Waldesgrund
Ist ein Asyl der Krieger,
Dort schlafen sie so brüderlich,
Besiegter neben Sieger.

Tiroler, die auf Russlands Plan
Erlagen dem Verderben
Und mühsam sich hierher geschleppt,
Im Vaterland zu sterben.

Franzosen, die am Iselberg
Zuschanden sich gefochten,
Und mancher Held, die blut'ge Stirn
Vom Siegeskranz umflochten.

Custozzalöwen, heimgekehrt
Mit tiefen Todeswunden,
Sie alle, alle haben hier
Nun Rast und Ruh' gefunden.

O Tod, verkannter Genius,
Gesegnet sei Dein Walten:
Wo Deine dunklen Flügel weh'n,
Muss jeder Streit erkalten!

Dem Erdensohn drückst Du aufs Haupt
Die Krone seines Strebens,
Du führst ihn in den Ruheport
Vom Tummelplatz des Lebens!

---

[1]) Ein idyllisch gelegener, viel besuchter Soldatenfriedhof in der Nähe des Schlosses Amras bei Innsbruck.

Das Nebelhorn.

Von Demselben.

Düst're Wetterwolken lagern
Auf dem dunklen Wasserspiegel,
Ängstlich, hilfesuchend schwirret
Durch die Luft der Möve Flügel.

Und dem kühnen Schiffer winken
Nicht wie sonst der Städte Thürme,
Bange Finsternis umwallt ihn,
Um ihn heulen wilde Stürme.

Und sein Compass führt nicht schnurstracks
In den Hafen durch die Wellen —
Ach, wie leicht kann noch sein Schifflein
An dem Leuchtthurm selbst zerschellen!

Darum tönet banges Rufen,
Nebelhorn, aus Deinem Munde
Von dem stillen, treuen Hafen
Mahnend durch die finst're Runde:

„Schiffer! Trauet nicht zu sorglos
Euren Kräften und den Wogen,
Mancher liegt im Meeresgrunde,
Der von ihnen ward betrogen!

Folget meinem ernsten Mahnruf,
Lenkt behutsam Eure Schiffe,
Denn dem tollen Übermuthe
Wird der Hafen selbst zum Riffe!“

Verwandlung.

Von Franz Kranewitter.

Innsbruck.

Vor mir auf dem Tische, grau,
Liegt ein Häuflein Erden,
Staub von einem Weltenbau,
Stoff zu neuem Werden.

Letzter Hauch in erstem Keim
Quillt hier ohne Ende,
Zukunft und Vergangensein
Reichen sich die Hände.

Bin ich einst mit Dir vereint,
Häuflein grauer Erden,
Lass mich, wenn der Lenz erscheint,
Eine Rose werden!

Zum Leben.

Schauspiel in einem Acte von **Jaroslav Vrchlický**.

Aus dem Czechischen übersetzt von **Josefine Bayer**.

Budweis.

Personen:

Graf Sigismund Rovensky. — **Eva**, seine Tochter. — **Graf Wilhelm Vchynsky.** — **Josef Hulin**, Bibliothekar bei Rovensky. — **Ein Diener.**

Die Handlung spielt in der Gegenwart auf dem Schlosse des Grafen Rovensky.

1. Scene.

Ein Zimmer im Schlosse Rovenskys. Rococomöbel, in der Mitte ein Tisch, umgeben von Lehnstühlen, rechts ein Schreibpult, über dem auf einer Etagère Bücher in alten Einbänden stehen. Links eine Credenz. Rechts und links Thüren, Schränke mit Uhren, alten Vasen 2c., alles auf einstige Pracht deutend.

Hulin (steht vor dem Pult, Einschreibungen in ein großes in Pergament gebundenes Buch machend. Nach einer Weile legt er die Feder weg, liest, was er geschrieben, schließt das Buch, stellt es auf die Etagère, seufzt und sagt): Nun ist's geschehen! Der letzte Spross vom Stamme der Rovensky! Traurig, wirklich sehr traurig! Vor drei Jahren brachten wir die gute Gräfin in die Irrenanstalt, heute ist's ein Jahr, dass sich der junge Graf Felix erschossen hat, und gestern — gestern — ach armer, beklagenswerter Graf! (Bedeckt sich mit der Hand einen Augenblick die Augen.) Ah was, ich will lieber die Rechnungen in Ordnung bringen! (Er vertieft sich in die Arbeit.)

2. Scene.

Hulin. Ein Diener.

Diener. Herr Hulin!

Hulin (ohne aufzublicken). Was gibt's, Jean?

Diener. Ein fremder Herr sucht den Herrn Grafen.

Hulin. Nun, Du weißt ja, dass der Herr Graf in dieser Stunde seine Spaziergänge zu machen pflegt.

Diener. Hier die Visitkarte des Herrn!

Hulin (die Arbeit verlassend). Wer mag's wohl sein, der zu so später Stunde kommt? Gib! (Diener übergibt die Karte.) Wie, seh' ich recht? Graf Vchynsky? (Bewegt.) Gewähr' ihm Einlass — doch sage nichts und führe ihn hierher!

Diener. Zu Befehl! (Ab.)

3. Scene.

Wilhelm Bchynsky (übergibt eintretend dem Diener die Reisetasche).

Wilhelm. Hulin.

Wilhelm (vorschreitend). Vergebung, Herr Graf! (Stutzt.) Himmel, was seh' ich? Kann ich meinen Augen trauen? Hulin, vielmehr Herr Hulin, Sie hier?

Hulin. Herr Graf!

Wilhelm. O, nennen Sie mich doch nur wie ehedem Wilhelm! Umarmen Sie mich, wie Sie es einstens gethan!

Hulin. Herr Graf erinnern sich also noch meiner? Das freut mich, das überrascht mich!

Wilhelm. Warum sagen Sie dies, Herr Hulin? Wie könnte ich Sie vergessen? Wie wäre denn das möglich? Bei Ihrem Anblicke schwebt mir meine ganze glückliche Jugendzeit vor. Es waren schöne Tage — leider vorbei!

Hulin. Jawohl, Herr Graf, schön war die entschwundene Zeit!

Wilhelm. Ich war ein ziemlich mittelmäßiger, seien wir aufrichtig, ein recht schlechter Schüler — Sie dagegen ein ausgezeichneter Lehrer, immer nachsichtig, immer so herzensgut!

Hulin. Möglich, Herr Graf, doch glaub ich's nicht! Ich habe Sie mit den alten Classikern zu sehr gequält, als dass ich glauben könnte, Sie denken mit Entzücken an mich.

Wilhelm. Ah was, die alten Classiker, Sie hatten ja recht, vollkommen recht, lieber Hulin — aber ich hatte auch recht! Mit Bedauern kam ich erst später zu der Einsicht.

Hulin. Wieso, Herr Graf?

Wilhelm. Nun — das ist ganz einfach. In jener Zeit, da Ihr Lehrer uns mit der Weisheit des Plato und den Dichtungen des Sophokles quält, sind wir Kinder noch ziemlich unvernünftig. Die Worte der ernsten Wahrheit und der großen Leidenschaften jener Werke passen nicht für die Jugend, in welcher wir nur von Reitpferden und Jagden träumen und uns nach Vergnügungen sehnen. Ihr Lehrer seid insofern unvernünftig, als Ihr uns gewaltsam die Weisheit beibringen wollt. Im Laufe der Zeit fand ich selbst an dieser Lectüre Gefallen, lernte immer mehr deren Schönheit und wahren Wert kennen und schätzen. Da dachte ich immer an Sie, mein lieber Herr Hulin, und an die schönen Tage meiner Jugend!

Hulin. Ja, Sie haben ganz recht, Herr Graf!

Wilhelm. Aber wie kommen Sie denn hierher zu Rovensky?

Hulin. Ich bitte Sie, das ist einmal so das Los der alten Hofmeister! Ich wurde mit Rovensky schon in Ihrem Elternhause bekannt, da ja Graf Felix Ihr Mitschüler gewesen.

Wilhelm. Richtig, daran habe ich momentan nicht gedacht.

Hulin. Als Sie Ihr Studium beendet hatten und nach Paris giengen, wollte auch ich fort; allein Ihr Herr Vater willigte nicht ein und wünschte, dass ich so lange bliebe, bis ich wieder eine passende

Stellung ände. Tag um Tag vergieng, ich fand nichts. Sie kennen mich und werden es daher natürlich finden, dass es mir schrecklich war, unthätig zu sein und mein Dasein durch jemandes Güte erhalten zu lassen. Endlich gieng ich eines Tages wie ein altes Möbel aus Ihrem Hause in das Rovenskys über.

Wilhelm. Gewiss mit den besten Empfehlungen meines Vaters!

Hulin. Im Gegentheil! Der Herr Graf, Ihr Vater, war bitterböse, dass ich sein Haus verlassen wollte, so dass ich förmlich die Flucht ergreifen musste, um fort zu kommen. Da mich Graf Rovensky seit vielen Jahren kannte, nahm er mich ohne Empfehlung, stellte mich als Bibliothekar und dann als Rentmeister an. Jetzt bin ich alles in allem, Verwalter, Secretär 2c., wie das schon so zu sein pflegt.

Wilhelm. Sind Sie aber auch zufrieden?

Hulin. Zufrieden! Ich muss ja wohl zufrieden sein.

Wilhelm. Wie befindet sich der Graf?

Hulin. Was lässt sich da sagen — der Ärmste wandelt unter Leichen herum.

Wilhelm. Was? Unter Leichen? Wie das?

Hulin. Wie soll ich's anders nennen, Herr Graf? Sie scheinen nicht zu wissen, was sich hier alles zugetragen! Graf Felix —

Wilhelm. Das weiß ich — weiter!

Hulin. Die arme Comtesse nahm sich die Sache so zugemüthe, dass sie ganz tiefsinnig wurde und den Entschluss fasste —

Wilhelm. Ins Kloster zu gehen!

Hulin. Wie? Sie wissen das?

Wilhelm. Zufällig — doch deshalb bin ich ja hier. Hören Sie! Ich kam heute morgens da an, kehrte im Gasthofe im Städtchen unten ein und bestellte ein Mahl. Ehe man es bereitete, versuchte ich mir die Langweile mit dem hiesigen Tagblatt zu vertreiben. Da lese ich — ahnen Sie, was? Ich lese, kaum meinen Augen trauend, ein-, zweimal — errathen Sie, was? Da stand es schwarz auf weiß, dass in allen Schichten der Bevölkerung die Nachricht, Gräfin Eva Rovensky habe sich entschlossen, in den strengen Orden der Carmeliterinnen zu treten, große Sensation errege. Morgen schon wolle sie nach der Schweiz abreisen. Der Schmerz und Jammer des alten Grafen sei nicht zu schildern, und alle Versuche, die Comtesse von ihrem Vorhaben abzubringen, seien erfolglos. Das hab' ich im hiesigen Moniteur gelesen. Ich fühlte mich tief ergriffen, und in mir reifte der Entschluss, den Grafen zu besuchen, mich der Comtesse vorzustellen und sie anderen Sinnes zu machen.

Hulin. Ihr Vorhaben, Herr Graf, ist herrlich, mehr noch, es ist edel, doch glauben Sie mir, es ist alles vergebens!

Wilhelm. Ei, das will ich doch sehen, will's versuchen! Bin ich denn nicht ein alter Freund im Hause Rovensky?

Hulin. Waren es, Herr Graf, waren es!

Wilhelm. Thut nichts. Ich weiß nicht, warum sich später unsere Väter entzweiten.

Hulin. Die Väter haben sich nicht ganz entzweit, bloß die Kinder.

Wilhelm. Nun, sagen Sie es mir nur g'rad heraus! Die Kinder wollten nicht nach der Pfeife der Väter tanzen. Es ist immer unvernünftig, ich sage nicht Kinder, die noch in der Wiege liegen, zu verloben, aber schon Pläne für deren Zukunft zu machen. Comtesse Eva und ich passten durchaus nicht füreinander. Lässt sich so etwas erzwingen, zusammenkitten?

Hulin. Als Kinder hatten Sie einander aber doch so lieb!

Wilhelm. Als Kinder, möglich, aber dann! Immer musste ich hören: „Bemühe Dich, der Comtesse würdig zu sein, vergiss nicht, dass Du Comtesse Eva glücklich machen sollst! Was würde Eva dazu sagen?" Wohin ich gieng, was immer ich that, auf Schritt und Tritt Eva und immer wieder Eva! Sehen Sie, mein lieber Hulin, so kam es, dass ich, der als Knabe Eva liebte, als Jüngling anfieng, sie zu hassen! Ich gestehe es, ich sehe es ein, dass sie mich in jeder Beziehung überragt. Während mir allerlei Thorheiten im Sinne lagen, ein aufsteigender Drache, ein zerschlagenes Fenster in des Nachbars Hause Spass machte, las sie Gedichte und war in ihrer Schönheit so ernst, so kalt wie eine Marmorstatue. Nie kam ein Scherz über ihre Lippen, nie betheiligte sie sich an Spiel und Tanz. Nein, nein, Hulin, schütteln Sie nur Ihr Haupt, die Jugend werden Sie nicht ändern! So kam es, dass ich dieses vielgepriesene, vollkommene Wesen immer mehr und mehr hasste, unartig wurde und — nun, das übrige wissen Sie ja.

Hulin. Und — der goldene Traum der guten Eltern stürzte in Trümmer zusammen! Doch, Sie allein sind nicht schuld; ich begreif' es.

Wilhelm. Wir belustigten uns und verspotteten die Gelehrsamkeit der Comtesse. Es geschah ihr ganz recht.

Hulin. Und Sie verwundeten dadurch auch eine edle Seele, Herr Graf!

Wilhelm. Ah was, das hat sie wohl längst vergessen, deshalb geht sie jetzt nicht ins Kloster — à propos, lieber Hulin, warum geht sie denn eigentlich ins Kloster?

Hulin (achselzuckend). Wer das wüsste! Sie sagt es nicht und will es auch niemand sagen.

Wilhelm. Was? Nicht einmal dem Vater?

Hulin. Auch dem Vater nicht. Das ist es ja, was den Ärmsten am meisten kränkt. Sie wissen, was er alles für ihre Erziehung geopfert. Sein halbes Vermögen steckt in ihren Büchern und Bildern. Nun ist das alles zu nichts, alles umsonst. Nun geht sie fort und lässt den armen Greis, der schon dem Grabesrande nahe steht, einsam und allein. Das ist unmenschlich, unnatürlich! Glauben Sie mir, Herr Graf, sosehr ich meiner Herrschaft zugethan bin, sosehr ich sie achte, so thut mir das so weh, dass ich seit der Zeit Comtesse Eva nicht mehr achten kann! Das ist unnatürlich von ihr, es ist schlecht!

Wilhelm. Das ist wahr. Aber ich werde sie anderen Sinnes machen, sie wird nicht ins Kloster gehen!

Hulin. Entschuldigen, Herr Graf, dass ich glaube, Sie überschätzen Ihren Einfluss! Die Vergangenheit, ich meine damit Ihre einstigen Be-

ziehungen zur Comtesse, flößt mir nicht die geringste Hoffnung ein. Doch wenn Sie Muth haben, es zu versuchen, dann thun Sie ein gutes Werk — schon dem Grafen zuliebe. Das Herz droht mir zu brechen, wenn ich seine stumme und doch so beredte Verzweiflung sehe.

Wilhelm. So hören Sie, Hulin! Ich kann es wagen, und ich glaube, dass gerade ich es bin, dem sie folgen wird. Ich stehe vor einer weiten, weiten Reise.

Hulin. Sie wollen schon wieder reisen, Herr Graf? Sie sind ja beständig auf Reisen.

Wilhelm. Diesmal trete ich die letzte Reise an, lieber Hulin!

Hulin. Die letzte Reise! Das ist nur Redensart, das ist die letzte Reise, bevor ich heirate — dann will ich daheim bleiben, will auf dem Gute meiner Ahnen leben, meine Güter bewirtschaften, mich der Familie widmen und so weiter und so weiter. Ich kenne das! Aber Sie, Herr Graf, scheinen keine Lust zum Heiraten zu haben — das ist nicht klug, glauben Sie mir!

Wilhelm. Sie haben schon wieder recht, ich weiß, dass ich unklug handle, allein was bleibt mir anderes übrig als die letzte Reise. Noch will ich den Versuch mit der Comtesse wagen und dann fort — morgen — oder besser noch, heute nachts!

Hulin. Reisen Sie weit?

Wilhelm. Jawohl, weit, sehr, sehr weit!

Hulin. Herr Graf, Sie betonen diese Worte so eigenthümlich, dass sie mich ängstigen!

Wilhelm. Sie haben große Menschenkenntnis, mein Freund! Nun denn, so will ich's Ihnen gestehen, dass ich ein schönes Plätzchen im Gebirge suchen will, wo ich mir bei schöner Scenerie, etwa bei Sonnen-auf- oder Untergang, der in den Bergen so schön ist, gemüthlich eine Kugel durch den Kopf jagen kann.

Hulin (erschüttert). Herr Graf, weshalb wollen Sie denn das thun?

Wilhelm (leise). Weil ich ruiniert bin.

Hulin. Gehen Sie, so schlimm ist's sicher nicht! Übrigens sind Sie ja jung, da lohnt sich's noch, zu leben.

Wilhelm. Jung? Das ist es ja, Verehrtester, dass ich nicht mehr jung bin! Ich habe meine Jugend verloren, vielmehr, ich habe sie vergeudet, wie es Hunderte meines Standes gethan, nur dass ich nicht so leichten Kaufs davonkomme. Ich habe einen ernsten Charakter, und deshalb tödte ich mich.

Hulin. Mein Gott, was hat Sie getroffen? Haben Sie Unglück? Vielleicht verfehlte Speculationen?

Wilhelm. Theilweise auch. Elende Verwalter, unverständige Beamte und der eigene Leichtsinn. Kartenspiel, Weiber, Trinkgelage, damit Sie alles wissen. Sie sehen, ich bin gegen Sie aufrichtig.

Hulin. Mein Gott, mein Gott!

Wilhelm. Nicht wahr, jetzt schämen Sie sich Ihres Zöglings? Doch lassen wir das! Sie, lieber Hulin, haben keine Schuld daran! Wir werden die Welt und den Zeitgeist nicht ändern. Sehen Sie doch nur, ist es

nicht eine Ironie des Schicksals? Ich, der angehende Selbstmörder, will meine Collegin dem Leben wiedergeben. Ist das nicht lustig? Denn was ist der Eintritt in ein Kloster anderes als eine Art von Selbstmord? Der Unterschied liegt nur darin, dass diesen Selbstmord die Kirche segnet, während sie den meinen verdammt. Der liebe Gott ist sicher ebensowenig mit dem einen wie mit dem anderen zufrieden.

Hulin. Glauben Sie, dass Ihnen Ihre Auffassung in den Augen der Comtesse von Vortheil werden kann?

Wilhelm. Nicht gerade mir, womöglich ihr selbst. Übrigens bin ich auch etwas neugierig.

Hulin. Neugierig? Worauf?

Wilhelm. Ich will wissen, mit welchen Augen jemand anderer die Welt betrachtet, der dieselben Ideen wie ich hegt; und dann — was mag die Comtesse, die trotz all ihrer Belesenheit doch nur ein Kind ist, zu solch einem Schritte bewogen haben? Phantasie, nichts als Phantasie! Hat sie ihr Vermögen verloren? Ich gebe zu, dass es nicht bedeutend ist, immerhin ist es genügend, um unter den geliebten Büchern und Gemälden ein ruhiges Leben zu führen. Was fehlt ihr also? Hat sie die Nichtigkeit der Lustbarkeiten und der Liebe kennen gelernt? In das Elend der Menschen, in den Abgrund ihrer Leidenschaften geschaut? Hat sie den Lebensbecher bis auf den Grund geleert, so dass ihr nichts, gar nichts mehr geblieben als das Schreckensgespenst des eigenen Lebens? Gewiss nicht! Ihr Pessimismus entstand aus Büchern, der kann noch geheilt werden — den meinen erzeugte das Leben; auch er findet Heilung, doch einzig durch einen Revolverschuss.

4. Scene.

Die Vorigen. Ein Diener (eintretend).

Diener. Der Herr Graf kommt soeben vom Spaziergange zurück.

Hulin. Gut, Jean! Mach' Licht und ordne alles, was zum Souper nöthig, der Herr Graf (auf Wilhelm zeigend) wird mit uns speisen!

Diener. Wie Sie befehlen, Herr Hulin! (Ab.)

5. Scene.

Wilhelm. Hulin.

Wilhelm. Entschuldigen Sie mich, lieber Freund, ich bin so aufgeregt, dass es mir jetzt nicht möglich ist, den Grafen anzusprechen! Ich werde mich für einige Augenblicke entfernen, Sie können mich dann einführen.

Hulin. Treten Sie also dort in mein Zimmer ein, wenn es Ihnen genehm!

Wilhelm (nach links abgehend). Noch eins, Hulin — kein Wort von allem, was ich Ihnen vertraut, in Gegenwart des Grafen! Kein Wort!

Hulin. Seien Sie ohne Sorge!

Wilhelm. Ich danke Ihnen! (Ab in die Thür links.)

6. Scene.

Hulin (dem Grafen entgegengehend). **Graf Rovensky.**

(Ein Diener nimmt dem Grafen Hut und Stock ab; geht fort, kommt gleich wieder; bringt zwei große Lampen, stellt eine auf die Credenz, die andere auf den Tisch.)

Hulin. Guten Abend, Herr Graf!

Rovensky. Guten Abend, lieber Hulin!

Hulin. Herr Graf geruhten heute lange zu promenieren.

Rovensky. Lange? (Sieht auf die Uhr.) Wirklich, ich blieb lange aus. Sie scheinen vergessen zu haben, dass heute der Todestag meines Sohnes ist.

Hulin. O nein, das hab' ich nicht vergessen!

Rovensky. Ich weiß es, denn ich sah den Kranz, den Sie auf sein Grab gelegt. (Hulin die Hand reichend.) Wie lieb, wie gut sind Sie, mein Hulin! Ich danke Ihnen herzlichst.

Hulin. Sie waren schon wieder auf dem Friedhof? Verzeihen Sie, Herr Graf, das ist unvorsichtig! Der weite Weg und das kühle Wetter taugen nicht mehr für Ihr Alter!

Rovensky. Wie konnte ich widerstehen? Sie wissen ja, lieber Freund, es war mein einziger Sohn! Wissen Sie aber, warum er sich getödtet? Niemand weiß es! Wissen Sie, warum Eva ins Kloster geht? Auch das weiß niemand! Glauben Sie mir, ich bin nahe daran, an das Fatum zu glauben!

Hulin. Beruhigen Sie sich, Herr Graf!

Rovensky. Ich bin furchtbar, unsagbar unglücklich! Ich kann es nicht fassen, ohne sie leben zu müssen. Wir bleiben dann ganz vereinsamt hier, lieber Hulin! Nicht wahr, Sie bleiben bei mir?

Hulin (gerührt). Solange ich lebe, Herr Graf — wenn Sie es wünschen!

Rovensky. Ich danke Ihnen, jetzt bin ich etwas beruhigt. Wir wollen zu Abend essen, das letzte Abendessen in Gesellschaft meiner Tochter, Hulin, das letzte!

Hulin. Ja, das letztemal!

Rovensky. Da sehen Sie nur, wie confus Jean ist, er hat ein Gedeck zuviel gebracht — (bitter lächelnd) oder soll es vielleicht eine Aufmerksamkeit Ihrerseits sein, die andeuten soll, dass Felix' Geist bei uns verweilt?

Hulin. O nein, Herr Graf, wir erhielten einen Gast!

Rovensky. Einen Gast? Wer hat sich denn der alten Ruinen erinnert?

Hulin (lächelnd). Alte Ruinen haben gar viel Anziehungskraft und werden gern aufgesucht.

Rovensky. Wer ist es also?

Hulin. Graf Wilhelm Vchynsky!

Rovensky. Wilhelm? Der Sohn meines Freundes hier? Sehen Sie, das war auch eines meiner schönsten Luftschlösser, Wilhelm mit Eva vereint zu sehen! Auch seines Vaters Lieblingsgedanke war's.

Hulin. Ich weiß es.

Rovensky. Was führt ihn her? Ich glaube, er war lange in der Fremde.

Hulin. Stets, und schon wieder ist er im Begriffe abzureisen.

Rovensky. Da wird es gewiss mit seinen Besitzungen nicht am besten stehen.

Hulin. Hm, darüber kann ich nichts sagen.

Rovensky. Er war im Grunde genommen ein tüchtiger Junge. Schade, schade, dass es nicht möglich war! Lassen Sie ihn und auch die Comtesse rufen!

Hulin (die Thür links öffnend). Bitte, Herr Graf!

7. Scene.

Wilhelm, Rovensky (jenem entgegengehend, der sich vor ihm verneigt; sie reichen sich die Hände), Hulin entfernt sich, kommt in einer Weile wieder, ein Diener tritt ein und ordnet den Tisch.

Rovensky. Wilhelm. Hulin. Diener.

Rovensky. Sie sind ein seltener Gast bei uns, lieber Freund, ich fürchtete, dass Sie uns zürnen!

Wilhelm. Ich befand mich ja immer im Auslande, Herr Graf!

Rovensky. Und wollen uns schon wieder verlassen, wie ich höre.

Wilhelm. Noch heute nachts. Zufällig sah ich im Vorüberfahren die Thurmspitze Ihres Schlosses. Das rothe Dach desselben heimelte mich so sehr an, dass es mich her zog. Ein eigenes Gefühl bemächtigte sich meiner. Ich fühlte, dass ich nicht eher fort könne, als bis ich Ihnen Lebewohl gesagt. Die Fahrt unterbrechend, machte ich halt im Städtchen, und da bin ich nun.

Rovensky. O, glauben Sie, dass mich dies herzlich freut, und seien Sie gewiss, auch Eva wird sich freuen, dass Sie gekommen sind — ei, da kommt sie ja schon!

8. Scene.

Comtesse Eva (im einfachen Sommerkleid).

Eva. Rovensky. Wilhelm. Hulin. Diener.

Rovensky. Sieh mal, Eva, wer sich uns'rer erinnert hat!

Wilhelm (verneigt sich). Comtesse!

Eva. Herr Graf Vchynsky, seien Sie willkommen!

Wilhelm. Danke, Comtesse!

Rovensky. Ei, sehen Sie doch, selbst Ihr Bart hilft Ihnen nichts, die Damen haben ein gutes Gedächtnis! Nun zu Tisch — bitte, Herr Graf — Hulin (die Sitze andeutend)!

Hulin. Ich danke! (Zum Diener.) Sie können gehen, Jean, ich werde selbst einschenken! (Jean geht.)

Rovensky. Sehr gütig von Ihnen, lieber Hulin! (Hulin und die übrigen setzen sich zu Tisch, Rovensky in der Mitte, links Eva, rechts Wilhelm, gegenüber Hulin, der ab und zu eine Schüssel von der Credenz holt, diese herumreicht und Wein einschenkt.)

9. Scene.

Rovensky. Eva. Wilhelm. Hulin.

Wilhelm bemüht sich, während der ganzen Scene ungemein lustig zu sein. Eva ist sehr schweigsam, aber freundlich.

Rovensky (unter dem Essen). Bitte, langen Sie zu!

Wilhelm. Danke, Sie sehen, ich lasse mich nicht nöthigen, ich sage es ganz offen, ich habe einen gewaltigen Hunger! Herr Hulin, darf ich um ein wenig Burgunder bitten? Er ist ausgezeichnet (trinkt), vorzüglich!

Rovensky. Herr Hulin, der Comtesse!

Eva. Danke, lieber Vater! (Winkt Hulin, sich mit der Schüssel zu entfernen.) Ich bitte um etwas Wasser.

Hulin. In den Wein? (Schenkt ein.)

Eva. Schon genug, danke!

Rovensky. Nun, Graf, wo haben Sie sich die ganze Zeit über herumgetrieben?

Wilhelm. Wo? Das läßt sich eigentlich schwer sagen. Die längste Zeit verbrachte ich in Paris, dann durchstreifte ich fast ganz Europa, war sogar in Algier — doch glauben Sie mir, ich habe das Reisen schon satt!

Rovensky. Und dennoch wollen Sie schon wieder fort?

Wilhelm. Es läßt mich nimmer los. Das Reisen ist eine Krankheit — eine Krankheit wie die Liebe. Befehlen Sie dem Dichter, er soll nicht Verse schreiben, sagen Sie dem Schauspieler, er soll nicht Komödie spielen — sagen Sie dem, der gewohnt ist, sich in der Welt herumzutummeln, er möge daheim bleiben — unmöglich! Es hält den Menschen fest. Sowie die ersten Frühlingslüfte wehen, die Schwalben von den Pyramiden wiederkehren, da zieht es ihn hinaus, weit, weit in die Ferne, wenn auch nicht gerade um die Schwalben im Süden abzulösen, doch wenigstens irgendwohin zum Meere.

Rovensky. Aber jetzt beginnen schon die Blätter abzufallen, und Sie reisen dennoch ab?

Wilhelm. Freilich — das gilt gleich viel. Ich reise dorthin, wo sie nicht abfallen. Aber fort muss ich.

Rovensky. Wohin reisen Sie jetzt?

Wilhelm. An irgendeinen Meeresstrand, um dort den Rest der Saison mitzumachen. Ob nach Norderney oder Trouville ist mir gleich. Den Winter gedenke ich in Paris zuzubringen.

Rovensky. Sie waren doch in diesem Sommer zuhause?

Wilhelm. Zwei Monate lang. Das genügte, um mich zu überzeugen, dass mein Director ein Dummkopf, die Schaffer Diebe, der Rentmeister ein Schurke und die Leute — ah was, die Leute — das Volk hat keine Schuld! Die Honoratioren in unserem Städtchen sind philisterhafter denn je. Ich hatte keine andere Unterhaltung als eine Tarokpartie mit dem Pfarrer und Director. Wir spielten täglich einige Stunden und tranken dabei elendes Bier. Hätten wir doch wenigstens solch einen Wein gehabt, wie dieser ist — Herr Hulin! (Reicht ihm das Glas.)

Hulin (schenkt ein). Bitte!

Wilhelm. Sie begreifen wohl, dass mich das bald recht langweilte.

Rovensky. Sie waren das natürlich nicht mehr gewohnt.

Wilhelm. Freilich — aber was blieb mir übrig? Nichts als wieder abzureisen. Ich sah gar bald, dass meine Anwesenheit den Leuten nicht im geringsten imponierte — sie thaten, was sie wollten. Ich verstehe leider von der Ökonomie gar nichts, konnte nichts anordnen, in nichts dreinreden — so gieng ich lieber aus dem Weg.

Rovensky. Sie scheinen mit Ihren Gütern nicht besonders zufrieden zu sein.

Wilhelm. Nicht im geringsten. Es ist eine böse Zeit, so behauptet jeder. Nach meines Vaters Tode versuchte ich allerlei. Anfangs gieng's so ziemlich gut — aber dann — mit einem Schlage war's vorbei. Ein Misserfolg jagte den anderen.

Eva (rasch aufstehend). Gute Nacht, Vater —

Wilhelm. Ich langweile Sie, nicht wahr? Das kann Sie nicht interessieren.

Eva. O gewiss, aber verzeihen Sie, ich reise morgen zeitlich ab, da bedarf ich der Ruhe!

Wilhelm. Sie reisen also wirklich fort? Nun, dann leben Sie wohl! Ich kam ja, von Ihnen Abschied zu nehmen. Ich weiß alles, ich kenne Ihr Vorhaben. Ich wollte nur nicht, dass Sie in eine andere Welt Erbitterung gegen mich mitnehmen, wenn solche noch in Ihrer Seele wurzelt!

Eva. Ich? — Lassen Sie uns diese Kinderei vergessen! Gute Nacht — Adieu, Herr Graf!

Rovensky (mit verhaltenem Schmerz). Gute Nacht, mein Kind, gute Nacht! (Küsst sie.)

Wilhelm. Glückliche Reise! Da ich nachts abreise, werden wir uns nicht wiedersehen! (Verneigt sich.)

Rovensky (mit der größten Selbstüberwindung kämpfend, nachdem er Eva vergeblich zurückzuhalten suchte). Lebe wohl, lebe wohl, mein Kind!

Hulin. Ihr Diener, Comtesse!

Eva. Gute Nacht! (Rasch ab.) (Schluss folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Niederösterreichische Escomptegesellschaft.

Am 29. v. M. fand unter Vorsitz des Verwaltungsraths-Präsidenten Baron Schwegel die diesjährige ordentliche Generalversammlung statt. Der vom Generaldirector-Stellvertreter Rechnitzer vorgelesene Geschäftsbericht ergab folgende Daten: Das abgelaufene Geschäftsjahr brachte eine Periode steigenden Zinsfußes. Hiervon hat das Gesellschaftsinstitut angemessenen Nutzen gezogen, und wurde dieses Resultat durch die gegen Ende des Jahres eingetretene Krisis auf den Effectenmärkten nicht beeinträchtigt.

Das Escomptegeschäft der Anstalt erreichte die Summe von 123·066 Millionen Gulden, wovon auf den Creditverein der Betrag von 26·574 Millionen Gulden gegen 25·199 Millionen Gulden im Jahre 1894 entfiel. Aus der Escomptierung der Wechsel, für welche die Creditinhaber haften, resultierte ein Bruttoerträgnis von 284.871 fl.; das Portefeuille dieser Wechsel stellte sich mit Jahresschluss auf 7·756 Millionen Gulden gegen 7·081 Millionen Gulden im Jahre 1894. Der Reservefonds der Credittheilnehmer schloss mit Ende 1895 mit einem Saldo von 446.028 fl. (+ 6917 fl.).

Das Portefeuille der nicht unter der Haftung des Creditvereines escomptierten Wechsel umfasste Ende 1895 den Betrag von 16·140 Millionen Gulden gegen 14·989 Millionen Gulden am 31. December 1894.

In diesem Geschäftszweige wurde die Summe von 96·492 Millionen Gulden escomptiert und ein Bruttoerträgnis von 791.146 fl. erzielt.

Das Report- und Vorschussgeschäft lieferte ein Erträgnis von 738.873 fl. gegen 390.217 fl. im Jahre 1894. Der Saldo dieses Geschäftes betrug mit Jahresschluss 5·716 Millionen Gulden gegen 9·517 Millionen Gulden im Vorjahre, indem in den letzten Monaten des abgelaufenen Jahres größere Rückzahlungen stattgefunden haben.

Die Einlagen gegen Casse- und Einlagescheine beliefen sich Ende 1895 auf 12·367 Millionen Gulden gegen 13·037 Millionen Gulden mit Ende 1894.

Das Erträgnis des Bank- und Wechslergeschäftes hat sich gegenüber dem Vorjahre um rund 19.000 fl., d. i. auf 250.366 fl. erhöht.

Im Vereine mit der Steiermärkischen Escomptebank hat die Verwaltung im abgelaufenen Jahre die Begebung des steiermärkischen Landes-Eisenbahnanlehens im Restbetrage von 4·300 Millionen Gulden zuende geführt; weiters in Gemeinschaft mit der Vaterländischen Bankactiengesellschaft in Budapest und den deutschen Gruppenmitgliedern einen größeren Posten der vom Pester Vaterländischen Ersten Sparcassevereine ausgegebenen Pfandbriefe und Communalobligationen übernommen und realisiert. Der Gewinn aus den beiden Consortialgeschäften ist in der Bilanz verrechnet.

Der Verwaltungsrath stellte nun den Antrag, die Dividende mit 7 ½ Percent, d. i. mit 37 fl. 50 kr. für die ganze Actie und mit 18 fl. 75 kr. für die halbe Actie festzustellen, so dass mit Rücksicht auf die im Jahre 1895 bereits erfolgte Abschlagszahlung von 10 fl., beziehungsweise 5 fl. die Restzahlung noch 5 ½ Percent, d. i. 27 fl. 50 kr. für die ganze Actie und 13 fl. 75 kr. für die halbe Actie zu betragen hätte, und beantragte weiters, den erübrigenden Rest von 150.000 fl. als Gewinn auf das Jahr 1896 zu übertragen. Der Bericht wurde einstimmig genehmigt, ebenso die Anträge der Verwaltung hinsichtlich der Dividendenbemessung. Die Restdividende von 27 ½ fl. gelangt von morgen ab zur Auszahlung. Die ausscheidenden Verwaltungsräthe und Revisoren wurden wiedergewählt.